

April

No. 4

1897

## Der Sozialismus in England.

Von  
Tom Mann.  
(London.)

Zum näheren Verständniss der Ursachen, welche das raschere Vordringen des Sozialismus in England verhinderten, ist es nöthig, sich die Bedingungen zu vergegenwärtigen, unter denen die sozialistische Propaganda ernsthaft einsetzte, was nicht vor 1882 geschah, also erst 15 Jahre zurückliegt.

Zu jener Zeit war der bedeutendste Führer der kühnsten und politisch vorgeschrittensten Richtung Charles Bradlaugh, einer der beredamsten, muthigsten, ausdauerndsten und allseitig fähigsten Menschen, welche England in diesem Jahrhundert hervorgebracht hat. Bradlaughs Eigenart lag auf dem Gebiete der Bekämpfung der orthodoxen Religion, aber Wenige, wenn überhaupt Jemand, waren wie er befähigt, ihre Zuhörerschaft zu thatkräftiger, politischer und sozialer Thätigkeit anzuspornen; er war in allen Theilen des Landes gut bekannt.

Aber wenn man jetzt auf die von ihm ausgeübte Thätigkeit zurückblickt, genügt ein Blick, um zu zeigen, was für bedeutende Fortschritte inzwischen gemacht worden sind. Bradlaugh war ein radikaler Republikaner und vor 15 Jahren galt dies bereits als etwas sehr weitgehendes, obgleich der Radikalismus nicht mehr in sich fasste, als fiskalische Reformen, zur Erleichterung der Steuerlasten und die Erweiterung der Bodenreform durch zwangsweise Bebauung der bisher unkultivirten Ländereien. Dies, ergänzt durch die republikanische Forderung der Abschaffung des Königthums, bildete den Hauptinhalt des Programms. In sozialer Hinsicht acceptirten Bradlaugh und seine Parteigänger ferner den Malthusianismus, welchen sie zugleich als eine Erklärung der Ursachen der Armuth und als das beste, wenn nicht einzige Mittel zur Verhütung der Armuth ansahen.<sup>1)</sup>

Vor 15 Jahren entwickelten die Trades Unions keinerlei eigene Thätigkeit und nahmen von ihrer Zeit nur dadurch Notiz, dass sie sich

<sup>1)</sup> Der Malthusianismus besagt, dass eine starke Tendenz der Bevölkerung dahin geht, sich schneller zu vermehren als dies die Unterhaltsmittel thun, und dass das natürliche Gleichgewicht durch Todesfälle infolge Entbehrung und Mangel wieder hergestellt werde, dass daher die Menschen die Geburten von Kindern gemäss der Möglichkeit Unterhaltsmittel zu produziren, reguliren sollten, indem die Letzteren sich nur in arithmetischer, die Ersteren in geometrischer Progression vermehren.

in eine fast gleiche Zahl von Tories und Liberalen theilten, ohne irgend ein anderes Programm in sozialpolitischer Hinsicht, als ihr Bestreben, den durch die Festsetzung der Lohnsätze und der Arbeitszeit erlangten Zustand aufrecht zu erhalten. Sehr Wenige von Denen, die unter den Begriff der ungelerten Arbeiter fallen, waren organisirt und kein Versuch geschah von Seiten der gelernten Arbeiter, ihnen eine solche Organisation zu geben.

Viele Gewerkschafter gehörten den Konsumgenossenschaften an, nicht weil sie Gegner der Konkurrenz waren, sondern weil die Konsumgeschäfte neben einer Ersparniss von 10% bei den Einkäufen ihnen ein weiteres Mittel zur Uebung des Sparsamkeitssinns dadurch boten, dass sie in ihnen ihre Ersparnisse zu einem relativ hohen Zinsfuss anlegen konnten.

Die Temperenzler, welche zu jener Zeit aufkamen, waren so rührig, wie irgend eine andere Partei, und rekrutirten sich aus allen Ständen. Sie behaupteten, dass die Ursache der Armuth in der Leichtfertigkeit und Trunksucht der Gesellschaft bestehe, und dass, wenn das Volk sich des Gebrauchs vergifteter Getränke enthalten würde, die Industrie einen Aufschwung erleben würde, der seinen Ausdruck in der bedeutend besseren Lebenshaltung fände. Gewöhnlich vereinigten sich die Temperenzler in religiöser Beziehung mit den Nonkonformisten und in der Politik mit den Liberalen. Unter den Nonkonformisten waren und sind viele Arbeiter, welche hier ihren Reformeifer Ausdruck verschafften, indem sie als Laienprediger in den Dörfern und ländlichen Bezirken dieselben unhaltbaren Grundsätze über Oekonomie und Ethik predigten, wie der verfeinerte Priester in den Kapellen und Kirchen der grösseren und kleineren Städte.

Ein anderer grosser Theil der Vereinigungen, deren Zahl eher zu als abzunehmen scheint, ist der sporttreibende. Zehntausende von Arbeitern zeigen ein stärkeres Interesse für die Abkunft eines Rassenpferdes und können ihre Aufmerksamkeit so darauf konzentriren, dass sie in eine gelinde Erregung gerathen — als für irgend eine soziale oder politische Reform. Das Fussballspiel nimmt das britische Volk sehr in Anspruch, nicht nur die wenigen Tausende, welche die Fussballklubs bilden, sondern auch Hunderttausende, die niemals selbst spielen aber beim Zuschauen schon ganz aus dem Häuschen kommen.

Als die Sozialdemokraten vor 15 Jahren die sozialistische Agitation in London begannen, standen sie der allgemeinen Apathie auf der einen, diesen fest eingewurzelten Parteien auf der anderen Seite gegenüber, von denen keine irgendwelche Kenntniss von dem Klassenkampf hatte, welcher sich so schnell in andern Ländern entwickelte, und die zu wenig von der Oekonomie verstanden, um rasch die Nothwendigkeit eines ähnlichen Kampfes im eigenen Lande erfassen zu können. Niemals drückten die Trades-Unionisten in ihren Reden über die Nothwendigkeit einer vollkommeneren Organisation den Wunsch aus, die Arbeiter selbst eine Kontrolle des Wirthschafts-Systems ausüben, noch überhaupt eine wirkliche Veränderung der wirthschaftlichen Grundlagen der Gesellschaft sich vollziehen zu sehen.

Weder Genossenschaftler, noch Tradesunionisten, Liberale, Radikale, Temperenzler noch irgendwelche anderen Reformer hatten die Vorstellung,

dass noch irgend ein anderes wirthschaftliches System möglich sei als dasjenige, in welchem sie geboren und aufgewachsen waren. Nicht dass England nie klare Denker oder Verkünder eines tieferen Systems hervorgebracht hätte; aber was immer an Klarheit einige der früheren Genossenschaftler ausgezeichnet hatte, was an wirklicher Unabhängigkeit der Gedanken und Handlungen einige der Chartisten zur Schau getragen hatten, war absorbiert worden durch den Wunsch nach einer behaglichen Achtbarkeit, wobei man die kapitalistischen Parteien imitierte, welches Streben systematisch durch die Politiker der Bourgeoisie grossgezogen und mit Bedacht in Sonntagsschulen, Bibelstunden, Kapellen und Kirchen genährt wurde.

Solche so ungeheuer widerstrebende Kräfte anzugreifen, war in der That eine immense Aufgabe, und zu jener Zeit, vor ungefähr 15 Jahren, gab es wahrscheinlich nicht mehr als 25 Engländer, welche man für intelligent genug halten konnte, die Prinzipien des Sozialismus zu begreifen!

Eine Zeit lang war die einzige Gelegenheit, die öffentliche Aufmerksamkeit auf den Sozialismus zu lenken, die Abhaltung von Versammlungen an Strassenecken, in den öffentlichen Parks und kleine Versammlungen in geschlossenen Räumen; doch bald begannen die Kämpfe mit den Polizeibehörden um die Erlaubniss zur Abhaltung öffentlicher Versammlungen, welche fast alle mit einem Siege der Sozialisten endigten; dann brachten die von den Sozialisten angeregten Arbeitslosen-demonstrationen ungeheure Mengen zusammen, welche eifrig sozialistische Flugschriften kauften.

Die Kritik aller und jeder Regierung und die rücksichtslose Beurtheilung vieler bekannter Politiker verschaffte bald scharfe Angriffe und Feindseligkeiten von Seiten der Bourgeoisie.

Aber nun begann eine systematische Agitation von Seiten derjenigen Trades-Unionisten, welche den Sozialismus acceptirt hatten, um ihre betreffenden Berufsvereine zur Annahme der sozialistischen Prinzipien zu bekehren. Eine ausserordentlich schwierige Arbeit ist es gewesen und ist es noch immer, aber ohne Zweifel war sie sehr erfolgreich, obgleich dies dem gelegentlichen Beobachter, besonders einem Fremden nicht so erscheinen mag. Zehn Jahre lang sind die sozialistischen Gewerkschafter bei der Arbeit geblieben, indem sie bestimmten Gruppen, wie den vereinigten Maschinenbauern, dem Londoner Schriftsetzerverein, den allgemeinen Gewerkschaftskongressen eine besondere Aufmerksamkeit zuwandten. In keiner dieser grossen Verbindungen giebt es bisher eine Majorität von Sozialisten, aber es kann immerhin behauptet werden, dass von einigen Vereinen ein Drittel sich jetzt zu Gunsten des wissenschaftlichen Sozialismus erklären würde und gegen jedes andere System, welches es auch sei; und wenn wir von der Trades-Union-Bewegung im Allgemeinen sprechen, d. h. von den anderthalb Millionen Menschen, welche jetzt die Mitgliedschaft der Gewerkschaften in Grossbritannien und Irland bilden, so sind schon 25% derselben Sozialisten. Das ist natürlich nur ein kleiner Prozentsatz im Vergleich zum Festlande, aber vor 7 Jahren hätte man nicht sicher behaupten können, dass es bereits 10% der Trades-Unionisten dieses Landes seien.

Mit dem grossen Streik von 1889/90 wurde ein grosser Anstoss gegeben nicht nur für die gewerkschaftliche Entwicklung, sondern auch für die Annahme sozialistischer Prinzipien durch die Gewerkschafter. Wie schon erwähnt, war es der Neu-Trades-Unionismus, der zuerst für den ungelerten Arbeiter die Anerkennung als vollwerthige Persönlichkeit und für ihn die gleiche Behandlung forderte, wie sie der höchst ausgebildete und relativ gut organisirte Arbeiter erfuhr. Wenn dies meinen Lesern als eine lächerlich kleine Angelegenheit erscheinen sollte, so muss daran erinnert werden, dass vor der erwähnten Periode es allgemeiner Brauch der gelernten Arbeiter in den vereinigten Königreichen war, auf die ungelerten als untergeordnetere Wesen herabzusehen, welche alles empfangen, wozu sie berechtigt waren, wenn sie genau nach dem Maassstab behandelt wurden, nach dem die Unternehmer und Werkführer in den städtischen Fabriken die gelernten Arbeiter behandelten. Der zweite Hauptpunkt in der Neu-Trade-Unionistischen Bewegung war das Bestreben, die Arbeiterbewegung als ein Ganzes zu betrachten, indem sie den Zusammenhang zwischen den verschiedenen Berufen und Nationen anerkannte, indem sie den Lohn den Arbeitern zur Hauptsache an der Industrie machten, aber immer betonten, dass die wahren Ursachen der industriellen Veränderungen, der Arbeitslosigkeit und darum der niedrigen Lohnsätze in der Thatsache zu finden seien, dass das Material und Maschinen Monopolbesitz von bestimmten Klassen seien, und dass Handel und Gewerbe der Nation nicht im Interesse des gesammten Volkes, sondern ausschliesslich im Interesse der Gewinn machenden und ausbeutenden Klassen betrieben würden. Kurz, die Verkünder des Sozialismus drangen in die Berufsvereine ein und wurden tonangebend, sowohl was die aktuelle Organisationsarbeit anbetraf, als den Gebrauch, den man von der Organisation machen konnte.

Dieses unbestreitbar erfolgreiche Auftreten der sozialistischen Trades-Unionisten rief, wie man sich denken kann, eine starke Opposition hervor. Die Sozialisten bemühten sich eifrigst, auf den Gewerkschaftskongressen vertreten zu sein und das geschah mit einem solchen Erfolg, dass auf einem Dutzend oder mehr der Landes-Gewerkschaftskongresse gegenwärtig  $\frac{3}{4}$  der Delegirten anerkannte Sozialisten und von 30—40 anderen 50 % möglicherweise Sozialisten sind.

Dies heisst nicht gleich, dass ein ebenso grosser Theil der Vereinsmitglieder, welche die Sozialisten zu den Kongressen entsandten, auch selbst Sozialisten sind, sondern dass die sozialistische Partei am ernsthaftesten um die Arbeiterbewegung überhaupt bemüht ist.

Während der letzten 7 oder 8 Jahre haben sich die ungelerten Arbeiter in sehr ausgedehntem Maasse gewerkschaftlich organisirt und obgleich einige von ihnen nur durch sehr harte Kämpfe während des wirthschaftlichen Niederganges ihre Position aufrecht erhielten, so bestehen ihre Vereine heute fast alle noch, und man kann sogar sagen, dass wir uns jetzt in einer Periode kräftigen Wiederaufblühens befinden.

Ausser dem einfachen Zusammenschluss in Vereinen stellte sich die Nothwendigkeit heraus, die Gewerkschaften verwandter Berufe untereinander zu verbinden; in einigen Fällen bildeten und bilden sich noch internationale Verbände.

Die Bergleute und die Textilarbeiter haben ihre periodischen internationalen Kongresse und diese sind dazu bestimmt, die in unmittelbarer Zukunft erreichbaren Vortheile sicherzustellen. Als ein Zeichen für das Anwachsen des richtigen Gefühls und Verständnisses für den Internationalismus können die Antworten gelten, welche verschiedene Gewerkschaften der gelehrten Arbeiter gaben, als vor einigen Monaten der Aufruf der Dockarbeiter an sie erging. Daraufhin veranstalteten die Maschinenbauer sofort unter ihren Mitgliedern eine Abstimmung über eine besondere Sammlung zu Gunsten der Hamburger. Das Resultat ergab eine überwiegende Majorität dafür und 500 Lstrl. wurden abgeschickt; ebenso wurden 500 Lstrl. von der Maurergewerkschaft und 225 Lstrl. von den Kesselarbeitern und Schiffszimmerern gesandt. Und wenn man sich erinnert, dass erst zwei Monate vor dem Hamburger Aufruf ähnliche Summen für die damals streikenden Brüsseler Zimmerer und Schreiner bewilligt wurden, so spricht es Bände, für die unter den erwähnten Gewerkschaftsmitgliedern gemachten Fortschritte, erstens, dass sie, die selbst gelernte Arbeiter waren, freudig die Summen diesen Arbeitern zuwandten, zweitens und am wichtigsten, dass diese Arbeiter fremde waren und einem Lande angehörten, gegen welches nationaler Patriotismus keinerlei brüderliche Annäherung, sondern Stammesfeindschaft gebot.

All dieses kann wirklich als ein Zeichen eines wahrhaften Umschwungs zum Besseren in der Stellung der Arbeiter dieses Landes zu der internationalen sozialistischen Arbeiterbewegung gelten und kann als erstes Ergebniss der sozialistischen Propaganda angesehen werden. So scheint schliesslich der beschränkte Brite seinen Gesichtskreis zu erweitern, der aus der Unwissenheit entstandene und von den die gesammten erzieherischen, sozialen, wirthschaftlichen und politischen Einrichtungen beherrschenden kapitalistischen Klassen bereitwilligst genährte Standpunkt, räumt nun den Platz einer gesunden Erkenntniss dafür, dass die Menschen ganz ebenso gut wie wir, ja vielleicht besser in den anderen Ländern leben und arbeiten und mit einem Wissen ausgestattet sind, von dem wir an allgemeiner Einsicht wahrscheinlich noch viel gewinnen könnten.

Ein dementsprechender Fortschritt ist auch in der Genossenschaftsbewegung gemacht worden, wenn auch nicht ganz so charakteristisch. Aber während einige Jahre zuvor die einzige Rede über Genossenschaften, die den Mitgliedern derselben recht war, von dem raschen Wachsthum der Bewegung als Geschäftsunternehmen und den grösstmöglichen Profiten und den überaus grossen Beträgen, welche den Einkäufern in Gestalt von Dividenden zurückgezahlt wurden, handelte, so ist jetzt der Redner willkommen, welcher in klaren Worten erklärt, dass wahre Genossenschaft gleichbedeutend ist mit vollständiger Bekämpfung des kapitalistischen Systems, mit der Besitzergreifung und Handhabung der Produktions- und Distributionsmittel durch die Allgemeinheit und einer vollkommenen Beseitigung des Lohnsystems.

Dies ist ein nicht zu verachtender Fortschritt und Niemand braucht zu fürchten, dass die Genossenschaftsbewegung, sowohl bezüglich der Produktion wie der Konsumtion, in wenigen Jahren etwas anderes als ein wirksames Hilfsmittel zur Verwirklichung des Kollektivismus sein wird.

Den ausländischen Sozialisten mögen die bei Wahlen für sozialistische Kandidaten den vereinigten Königreichen abgegebenen Stimmen erbärmlich gering und äusserst entmutigend erschienen sein; nicht so den britischen Sozialisten, die bei der Propaganda betheiligt waren und noch sind.

Wie die Sozialisten der anderen Länder von den Vertheidigern der bestehenden orthodoxen Institutionen bekämpft und in einigen festländischen Staaten besonders durch die monarchischen Gewalten beengt werden, so haben wir in England noch grössere Schwierigkeiten schon allein wegen des Wahlsystems zu überwinden.

In diesem (angeblich) wundervollen Lande der politischen Freiheit, welches ein Pluralwahlsystem besitzt, durch das ein Grundbesitzer ein Dutzend Stimmen oder mehr haben kann, welches ferner ein schlechtes System der Listenführung und unvernünftig lange Wahlperioden hat, sind wir weit hinter den meisten festländischen Nationen zurück, wo ein Mann nur eine Stimme, aber jeder Mann eine Stimme hat.

Aber vielleicht das grösste Hinderniss für die Durchbringung der Kandidaten ist die Thatsache, dass die Partei, welche die Kandidaten aufstellt, alle damit verbundenen Ausgaben, einschliesslich der staatlichen Abgaben, welche sich häufig bis zu 150 Lstrl. belaufen, tragen muss und zu welchen durchschnittlich wenigstens noch einmal 150 Lstrl. pro Kandidat für Saalmiethen, Wahlflugschriften und andere dazu erforderliche Dinge hinzukommen; die kapitalistischen Kandidaten geben wenigstens dreimal soviel für diese Zwecke aus.

Was für eine drückende Steuer dies für eine junge Partei ist, welche durch ihre sonstige Propaganda nothwendigerweise schon schwer belastet ist, kann auf den ersten Blick erkannt werden.

Bis jetzt ist noch kein Kandidat auf das sozialistische Programm allein hin gewählt worden und vermuthlich wird nicht ein Sitz den Sozialisten bei den Nachwahlen zufallen, die vor den nächsten Neuwahlen stattfinden.

Die im Kampfe stehen, haben bereits die Kosten berechnet und werden weder übermässig entzückt noch enttäuscht angesichts der Thatsache sein, dass das zu vollbringende Werk ungeheuer gross und die entgegenstehenden Kräfte schier unüberwindlich sind.

In allen Ländern ist der Kampf nothwendigerweise hart und ernst, den Anforderungen entsprechend wächst aber auch die Widerstandsenergie der sozialistischen Streitkräfte und wir werden wohl kaum je eine schwerere Zeit durchmachen als die jetzige; der Widerstand gegen den Sozialismus ist gross; der Bourgeoisie steht das heuchlerische Gewinsel zu Diensten, das in Kirchen und Kapellen erfolgt, und sie bedienen sich derselben ohne Skrupel gegen die andringende Fluth des Sozialismus. Aber der Ausgang ist sicher, der Sieg der Prinzipien desselben ist zur Gewissheit geworden.

Eine Abschätzung der gegenwärtigen Kräfte und der demnächstigen Entwicklung ist mehr oder minder Sache der Vermuthung; aber die folgenden Ausführungen können weder als zu optimistisch noch als zu pessimistisch gelten.

Zuerst mag hier die Zahl der sozialistischen Organisationen folgen. Der offizielle monatliche Bericht der unabhängigen Arbeiterpartei vom

14. März 1897 zeigt, dass 14 289 Mitglieder Beiträge an das Zentral-Komit  entrichten; eine Anzahl von Vereinen zahlte keine Beiträge, die wahrscheinlich die Mitgliederzahl noch um 5000 erhöhen; wenn wir aber die Beitragslisten heranziehen, so ergeben sich uns für

die unabhängige Arbeiterpartei . . . . .	14 289
die sozialdemokratische Föderation . . . . .	10 000
die Fabian und andere sozialistische Gruppen	2 000
	<hr/>
	26 289

Dies ist Alles, was wir an wirklicher Organisation aufweisen können. Aber Niemand, der die Thatsachen kennt, würde bezweifeln, dass von der gesammten männlichen Bevölkerung etwa 12 % Sozialisten sind, d. h. zirka 10 %<sub>a</sub> der W hler.

Von 670 Parlamentsmitgliedern, welche im Juli 1895 ins Unterhaus gewählt wurden, waren 411 Konservative mit 2 480 524 Stimm n, 177 Liberale und 82 Irländer mit 2 376 710 Stimm n; die unabhängige Arbeiterpartei stellte 28 Kandidaten mit 44 322 Stimm n, die sozialdemokratische Föderation 4 Kandidaten mit 3730 Stimm n.

Die Höhe der Wahlkosten, welche den Sozialisten bei den nächsten Wahlen bevorsteht, hängt natürlich von der Anzahl der Sitze ab, um die sie kämpfen werden; wir haben zwar siebenjährige Legislaturperioden, aber das gegenwärtige Parlament scheint nicht länger als bis 1900 tagen zu wollen — noch 3 Jahre, während welcher die sozialistische Agitation tüchtig arbeiten wird, mit der sicheren Aussicht darauf, bei der nächsten Wahl die sozialistischen Stimm n bedeutend zu vermehren. Die gegenwärtig angenommenen Kräfte, 10 %<sub>a</sub>, ergeben 485 000 Sozialisten für das Land, aber wir haben weder die Möglichkeit, die gesammten Wahlkreise anzugreifen, noch ist es wahrscheinlich, selbst wenn alle sozialistischen Gruppen sich zu gemeinsamer politischer Aktion vereinigen, was vermuthlich geschehen wird, dass die Hälfte der Wahlkreise bei den nächsten Wahlen in Angriff genommen wird, da die Finanzen dies nicht gestatten; das Höchste, was wir bei der nächsten Hauptwahl erreichen, werden 150 Kandidaten sein, welche wahrscheinlich 300 000 Stimm n auf sich vereinigen werden, ein halbes Dutzend davon werden ins Parlament kommen.

Sollte das Unerwartete eintreffen, dass aus einem oder dem anderen Grunde die gegenwärtige Regierung die Bestreitung der amtlichen Wahlkosten aus den öffentlichen Geldern anordnet, so würde dies die Aufstellung von mehreren sozialistischen Kandidaten erleichtern und vom sozialistischen Standpunkt würde es das Beste sein, wenn die Tories dies und die Bezahlung der Parlamentsmitglieder aus den staatlichen Mitteln anordneten. Dies würde für die konservative Partei ihre Rückkehr bei den nächsten Wahlen bedeuten, es würde auch bedeuten, dass einige Sozialisten hineink men, und die meisten Sozialisten sind der Meinung, dass es ein grosser Fortschritt in der Zersetzung der liberalen Partei sein würde, was die Vorbereitung für den Schlusskampf mit der Tory-Reaktion ist.

Jedoch, mag kommen was da will, das Eine ist gewiss, dass die sozialistische Propaganda thatsächlich rasch fortschreitet und dass, ob die

Wahlen gewonnen sind oder nicht, der Sozialismus auf alle politischen Parteien und die meisten unserer staatlichen und Erziehungsanstalten einwirkt.

Einen klaren Beweis dafür hat man, wenn man die sozialistische Thätigkeit in den Versammlungen, welche sich mit der indischen Hungersnoth beschäftigt, betrachtet. Die Sozialisten halten Versammlungen in allen Landestheilen ab und beweisen, dass die gegenwärtige schreckliche Hungersnoth durch England hervorgerufen ist, dass selbst jetzt, wo zur selben Zeit 500 000 Lstrl. zu einem Unterstützungsfond gesammelt werden, die grosskapitalistischen Ausbeuter nicht weniger als 8 000 000 Lstrl. aus Indien herausziehen, dass die Gerechtigkeit eine sofortige Beendigung dieses Zustandes verlangt und die zur völligen Beseitigung der Hungersnoth erforderliche Summe sofort aus dieser Quelle zu decken sei. Es wird ferner gefordert, den Indiern sofort Erleichterungen zu gewähren, damit sie selbst ihre Aemter besetzen können, und dies soll fortgesetzt werden, bis Indien sich völlig selbst regiert. Die Sozialisten erziehen die Gesellschaft zur Einsicht in die Thatsache, dass die Beherrschung Indiens durch die englische Bourgeoisie nur ein Theil des kapitalistischen Ausbeutungssystems ist, dass jede Regierung diese Herrschaft gern verewigt, dass es dieselbe Bourgeoisie ist, die die Arbeiter unseres eigenen Landes ausbeutet, dass Liberale und Konservative in gleicher Weise dieses ganze System stützen und dass diese beiden Parteien von allen Sozialisten auf das Energischste zu bekämpfen sind. Die letzte Lehre ist es, die Manche nicht fassen können. Die jüngsten Nachwahlen in Eastbradford und Halifax zeigen dies. Besonders in Halifax machten Diejenigen, welche sich selbst liberale Arbeiter nennen, heftige Anstrengungen, die Sozialisten zu bekämpfen, und unter Denen, welche für den liberalen Kandidaten sprachen — einen wohlhabenden Rechtsanwalt und typischen Bourgeois — waren die Herren Mr. Charles Fenwick M. P., der den Bergarbeiterverband von Northumberland vertrat, ferner Mr. Henry Broadhurst M. P., eines der Mitglieder für Leicester und Ex-Sekretär des Parlamentarischen Komités des Trades-Union-Kongresses, und Mr. John Wilson, M. P. von den Durham Bergarbeitern. Diese und andere Arbeitermitglieder des Parlaments unterstützten den orthodox-liberalen Kandidaten, während der Schreiber dieses der Kandidat der Sozialisten war, aufgestellt durch die Halifaxer unabhängige Arbeiterpartei, die 600 Mitglieder zählt. Der Liberale erhielt 5664 Stimmen, der Konservative 5252 und der Sozialist 2000 Stimmen.

In keinem anderen Lande Europas wird man eine so sonderbare Lage der Verhältnisse finden. Hervorragende Leute aus der Gewerkschaftsbewegung helfen bereitwilligst einem typisch-kapitalistischen Rechtsanwalt gegen einen anderen Gewerkschafter, weil der Letztere auch Sozialist ist. Aber man darf über das Vorgefallene keine Verwunderung und keinen Kleinmuth empfinden; die Männer, welche wir erwähnten, haben politisch nie etwas Anderes als Liberale zu sein beansprucht, während jeder Einzelne von ihnen in früherer Zeit ein Laienprediger war, und einer von ihnen noch diesem Luxus huldigt. Sie gehören in Wahrheit alle zu der ausgesprochen individualistischen Richtung, welche nie die Noth-



wendigkeit kollektivistischer Aneignung und Vertheilung der Lebensbedürfnisse eingesehen hat; aber die Sozialisten brauchen sich nicht im Gerbenruhigen, denn Eins ist sicher, dass selbst in der Trades-Union-Bewegung ihr Einfluss in rascher Abnahme begriffen ist und in Leicester und der Grafschaft Durham wird ein systematischer sozialistischer Feldzug geführt. Die nächsten drei Jahre sind die Zeit für die wichtigste sozialistische Propaganda, alsdann werden wir sehr schnell fortschreiten und in dem zweiten Parlament nach diesem, das heisst also bei den zweiten allgemeinen Wahlen von jetzt ab, welche voraussichtlich in etwa 7 Jahren stattfinden werden, ist es mehr als wahrscheinlich, dass das britische Parlament eine ebenso grosse Zahl von Sozialisten haben wird als Deutschland, Frankreich, Belgien oder Italien.

Eines ist für viele englische Sozialisten schwer verständlich an dem festländischen Sozialismus, nämlich wie es möglich sein kann, dass die soziale Lage der Arbeiter sich dort so wenig verändert hat, obgleich doch Frankreich 62 sozialistische Mitglieder in der Deputirtenkammer zu haben scheint, Deutschland 48, Belgien 33 u. s. w.; es scheint uns, — unzweifelhaft, weil wir mit den thatsächlichen Schwierigkeiten, welche im Wege stehen, nicht bekannt sind, — dass mit solch einer Anzahl sicher anerkannter Sozialisten in den erwähnten Parlamenten eine grössere Veränderung hätte erzielt werden können, oder, das nothwendige Gegenstück, ein heftigerer Kampf. Jedenfalls werden wir, wenn die englischen Sozialisten zehn oder ein Dutzend Mitglieder ins Parlament bekommen, sicher Dinge von wesentlicher Bedeutung auf dem Gebiete der Reform-Gesetzgebung sich erfüllen sehen, die der kapitalistischen Mehrheit abgezwungene Fürsorge für die Arbeitslosen, die Regelung der Arbeitszeit u. s. w., oder das Gegenstück wird eintreten, eine so kräftige Opposition gegen die üblichen kapitalistischen Maassregeln, dass fortwährende Unruhen daraus entstehen, bis den Forderungen der Arbeiter Beachtung zu Theil wird; dies wird wahrscheinlich einstweiligen Ausschluss vom Parlament, möglicherweise auch Verbannung und Gefängniss für die kämpfenden Sozialisten bedeuten, mag es nun einen oder alle betreffen, aber ich glaube sicher, unseren Mitgliedern wird es gleichgiltig sein und die Bourgeoisie wird keinen Frieden haben.

Inzwischen bewundern wir aufs Höchste die äusserst wirksame Organisation der sozialistischen Streitkräfte auf dem Festlande und die — für uns — bemerkenswerthen Erfolge der sozialistischen Presse, da wir hören, dass die deutschen Sozialdemokraten 41 Tageszeitungen und 32 Wochenschriften besitzen; Frankreich 78 Zeitungen, Italien 33 u. s. w. In England haben wir bis jetzt keine sozialistische Tageszeitung und alles zusammen, nationale und lokale, wöchentliche und monatliche haben wir nur 10. — Auch dies wird bald geändert werden und wie schwer auch der Kampf ist und sein wird, so sind doch Diejenigen, welche als die Ersten vor 12 Jahren den revolutionären Sozialismus in diesem Lande predigten, schon jetzt hoch befriedigt. Auf den Universitäten erklären Professoren offen ihre Sympathie mit den sozialistischen Prinzipien, in den öffentlichen Schulen wird ein grosser, immer mehr zunehmender Theil der Lehrer-

schaft in einer oder der anderen Form zu Verkündern des Sozialismus. In allen Gewerkschaften gewinnen die sozialistischen Mitglieder steigenden Einfluss und Filialen irgend einer sozialistischen Organisation befinden sich in der Hälfte der gesammten parlamentarischen Wahlbezirke, in welche das Land eingetheilt ist. — Für ein so kapitalistisches Land wie England ist das wirklich nicht ungünstig für ein Dutzend Jahre! wir kommen vorwärts und wir werden vorwärts kommen in immer steigendem Maasse, indem wir jene Mächte besiegen, welche ausbeuten, ausaugen und unterdrücken, und indem wir das Vorwärtsschreiten derjenigen Prinzipien unterstützen, welche gesellschaftlichen Zuständen den Weg ebnen, in welchen die Lebensbedürfnisse für alle leicht zu befriedigen sind, und in welchen die Lebensauffassung auf einer höheren und würdigeren Stufe steht als es diejenige ist, welche raffgieriger Kapitalismus zulässt.

## Sophja Perowskaja.

Ein Gedenkblatt zum 15. April.

Von

Wladimir Ukrainzew.

(Paris).

I.

Am 11. März 1881 wurde Andrej Scheljabow, der grösste Organisator und hinreissendste Redner, den die russische sozial-revolutionäre Bewegung gleichzeitig hat, infolge eines unglücklichen Zufalls verhaftet. In seinen Händen lag zu jener Zeit die Leitung des Attentats auf Alexander II. Die Zeit drängte. Es musste sofort ein Ersatz gefunden werden, Jemand, der diese schwierige und ebenso verantwortungs- wie gefahrvolle Rolle übernehmen konnte. Aber das revolutionäre Exekutiv-Comité, diese zweite Regierung Russlands, kam nicht einen Augenblick in Verlegenheit. Während des Prozesses gegen die Teilnehmer am Attentat sagte später der kaiserliche Prokurator, der die Aufgabe hatte, dem Volk die Schwäche der zweiten Regierung vor Augen zu führen, der beste Beweis für diese sei die Thatsache, dass „die Leitung einer Angelegenheit von solcher Wichtigkeit der schwachen Hand eines Weibes anvertraut worden sei.“ Nun, diese „schwache“ Hand hatte die starke zarische Regierung mehr als einmal erzittern gemacht. Es war Sophja Perowskaja, der die Leitung des Attentats vom 13. März nach der Verhaftung Scheljabow's übertragen wurde. Sie war es, die mit der strategischen Kunst und der kaltblütigen Ueberlegenheit eines erprobten Feldherrn damals den Sieg vom Schlachtfelde trug.

Sophja Ljwowna Perowskaja wurde am 13. September 1853 — nach anderen Angaben 1854 — in Petersburg geboren. Sie entstammte den höchsten Kreisen der russischen Aristokratie, einer jüngeren Linie von dem Geschlecht jenes bekannten Rasumowskij, der der morganatische Gemahl der Zarin Elisabeth war. Ihr Grossvater war Minister des öffentlichen Unterrichts gewesen, ihr Vater Generalgouverneur in Petersburg. Ihr Oheim, der berühmte Graf Perowskij, hatte dem Kaiser Nikolaus einen bedeutenden Theil Zentralasiens erobert.

Die Kinderjahre Sophja's vergingen infolge unerquicklicher Familienverhältnisse sehr trübe und freudlos. Ihr Vater, ein herzloser und selbststüchtiger

Despot, mißhandelte und unterdrückte die Mutter, die eine geistig und sittlich hochstehende Frau war. Sophja's empfindliche Seele litt schwer unter den Demüthigungen, die ihrer über Alles geliebten Mutter zu Theil wurden. Hier schon, im Schoosse der Familie, lernte sie grenzenlos lieben und grenzenlos hassen. — Die gesellschaftlichen Verpflichtungen, die die Stellung Perowskij's erheischte, brachten es mit sich, dass die Kinder viel den Bonnen und Gouvernanten überlassen bleiben mussten. Es wurde eine rasende Verschwendung im Hause Perowsky getrieben, mehr noch, als sie sonst unter dem russischen Adel und Beamtenthum gäng und gäbe war. Der Gouverneur gerieth, trotz der ungeheuren Einkünfte von seinen vielen Landgütern, bald in grosse Schulden, und nur seine Stellung und der mit ihr verbundene unbeschränkte Kredit verzögerten die unvermeidliche Katastrophe. Besuche, Soiréen, Bälle jagten sich in seinem Hause — ein wahrer Freudentaumel, an dem alle Mitglieder der Familie theilnehmen mussten. Nur Sophja hielt sich stets fern davon, den Drohungen, selbst Wuthausbrüchen des Vaters trotzend. Ihre einzige Freude waren die Bücher, ihr steter Zufluchtsort ihr Studirzimmer. Mit tiefer Erbitterung dachte sie später an diese Zeit zurück, wie sie überhaupt ein Gefühl des Abscheus ihrem Vater gegenüber niemals überwinden konnte.

Das Jahr 1866 mit dem Attentat Karakosow's brach herein. Weil der Generalgouverneur Perowskij diesen Schuss nicht hatte voraussehen können, fiel er in Ungnade und verlor sein Amt. Dies hatte auch seinen finanziellen Ruin zur Folge, und nur mit Mühe gelang es der Mutter, wenigstens eins der Güter vor der Versteigerung zu retten. Sophja fand jetzt Musse genug, sich gänzlich in ihre Bücher zu vergraben. Ein unüberwindlicher Drang nach Wissen hatte sie erfasst, nach freier Entwicklung ihrer intellektuellen Kräfte. Sie trat in die zu jener Zeit in Petersburg gegründeten höheren Kurse für Frauen ein, und um der immer unerträglicher werdenden Tyrannei des Vaters zu entgehen, entschloss sie sich, das Elternhaus zu verlassen. Freunde halfen ihr, sich vor dem Vater zu verbergen, und erwirkten mit Hilfe ihres Bruders einen Pass für sie. Die Mutter schickte ihr heimlich eine kleine Beisteuer zu ihrem Unterhalt. Wollte sie diese besuchen, so musste sie fortan, eine günstige Gelegenheit abpassend, die Hintertreppe zu deren Wohnung hinaufschleichen.

Bald wurde sie nun zum Mittelpunkt eines kleinen, intimen Freundeskreises von Studentinnen und Studenten, der sich später zu dem rühmlichst bekannten Propagandisten-Zirkel der „Tschajkowzy“ entwickelte. Sophja's Empfindlichkeit allem fremden Leiden gegenüber, ihr stetes Grübeln über das soziale Problem und das unermüdliche Studium, das sie an dieses knüpfte, hatten sie zu einer leidenschaftlichen Anhängerin des Sozialismus gemacht, und so wurde sie zur Mitbegründerin des obenerwähnten Zirkels. Dieser hatte sich zunächst nur die Aufgabe gestellt, den Sozialismus unter der studirenden Jugend zu propagiren; bald aber, und zum grossen Theil unter Sophja's Einfluss, dehnte er seine Propaganda auch auf die Arbeiter und schliesslich auf das ländliche Volk aus.

„Die Perowskaja“, so erzählt von ihr einer ihrer Kameraden, S. Stepniak,\*) in seinem „Unterirdischen Russland“, „war eins der einflussreichsten und ge-

\*) Ueber Stepniak siehe II. Jahrg. des „Sozialistischen Akademikers“, Heft 1, woselbst sich auch sein Portrait befindet.

achtetsten Mitglieder des Zirkels, sowohl wegen ihrer stoischen Strenge gegen sich selbst, als wegen ihrer unermüdbaren Energie, vor allem aber wegen ihrer ausserordentlichen Intelligenz. Ihr klarer und durchdringender Verstand hatte jenen bei Frauen so seltenen philosophischen Zug, eine Frage nicht nur vollständig zu begreifen, sondern dieselbe auch stets in ihrer philosophischen Koordination mit allen, welche davon abhängen oder davon abweichen, aufzufassen. Daraus entsprang eine Festigkeit der Ueberzeugungen, welche weder durch Sophismen noch durch vorübergehende Augenblickseindrücke erschüttert werden konnte, und eine aussergewöhnliche Geschicklichkeit sowohl in theoretischen als praktischen Diskussionen. Sie besass dialektischen Verstand in hohem Grade . . . . . Obgleich von sehr erregbarem Temperament, wusste sie sich durch ihre Seelenstärke über die Eingebungen irgend welcher Leidenschaftlichkeit zu erheben, und sah daher die Dinge ungetrübt durch den Nebel der eigenen Begeisterung. Niemals übertrieb sie, sie legte weder ihrer Thätigkeit noch jener ihrer Freunde eine grössere Wichtigkeit bei, als sie thatsächlich hatte.“

Von nun an widmete Sophja Perowskaja ihr ganzes Leben der Sache des Sozialismus. Der sozial-revolutionäre Kampf füllte ihr ganzes Dasein aus, und die verschiedenen Phasen dieses Kampfes bilden fortan auch die verschiedenen Phasen ihres Lebens. So ist es wohl angezeigt, jetzt einen flüchtigen Blick auch auf die sozialpolitischen Zustände Russlands in den 60er Jahren zu werfen. Man wird mit dem Verständniss des Kampfes auch an Verständniss für die ganze Persönlichkeit der Perowskaja gewinnen.

Der Krimkrieg hatte Russland auf eine Probe gestellt, die es nicht bestand und nicht bestehen konnte. Dieser Krieg hatte im Gegentheil die ganze Fäulniss, all die ökonomische, bureaukratische und militärische Misère Russlands blitzartig der ganzen Welt enthüllt. Er hatte dem System Nikolaus I. den Todesstoss versetzt und ihn selbst, diesen hartnäckigen Satrapen, zum Selbstmord getrieben. Er hatte auch endlich die russische Gesellschaft aus ihrem jahrhundertlangen Schlaf geweckt, so dass man es von überall her wie einen Schrei nach Luft und Licht zu hören glaubte. Der Nachfolger Nikolaus I., Alexander II., sah sich vor das Dilemma gestellt: Untergang des Reiches oder Befreiung seiner gebundenen Kräfte. Er begriff, dass Russland jetzt endgiltig nach Europa verlegt werden musste. Und wenn zu Zeiten Peters des Grossen die Leibeigenschaft die unumgängliche Bedingung der Europäisierung Russlands war, so war es jetzt ihre Aufhebung, die eine weitere Europäisierung ermöglichte. Diesem Emanzipationswerk folgte die Reform des Gerichts- und Schulwesens, eine Milderung der drakonischen Zensurbestimmungen und schliesslich im wohlberechneten Interesse des Fiskus die Oktroyirung der lokalen „Selbstverwaltung“. Es begann ein eifriger Eisenbahnbau, ein Gründungsieber, ein allgemeiner Aufschwung in Handel und Industrie. Aber es ist ja selbstverständlich, dass wirklich tiefgehende Reformen zur Aufhebung des ganzen absolutistischen Systems hätten führen müssen, und dass gerade das schwerlich Zweck und Absicht einer autokratischen Regierung sein kann. Nicht einen Zoll breit wollte der russische Absolutismus von seinen geheiligten Rechten abgehen, und so mussten all die von oben her gegebenen Reformen zu Halbheiten, zu verkrüppelten Zwitterdingen werden. Selbst die bedeutendste unter ihnen, die Aufhebung der Leibeigenschaft — was war sie in ökonomischer Hinsicht? Indem sie den Bauern von der Abhängigkeit dem Gutsherrn gegen-

über befreite, brachte sie ihn in desto grössere Abhängigkeit vom Staate. Und das direkt und indirekt. Es ist ja bekannt, dass die Ablösungssumme für die den Bauern zugemessenen schlechten, kleinen Landparzellen den Ertrag des Bodens oft bedeutend überstieg. Die Last der neuen Steuern wurde schier erdrückend und trieb den „freien“ Bauern in die Hände der Dorfwucherer. Die alte kommunistische Dorfgemeinde, die durch die Bauernbefreiung de facto aufgehoben wurde, de jure aber fortbestand, ward jetzt aus einer „Wohlthat“ zu einer drückenden „Plage“. Es ist ja nicht zu verkennen, dass diese Reform, die ein endgiltiges Herausreißen aus dem alten Schlendrian bedeutete, den Umwandlungsprozess aus der Natural- in die Geldwirthschaft und die Differenzierung der Volksmassen kolossal beschleunigte und somit wenigstens die Perspektive auf eine bessere Zukunft eröffnete. Aber dass die „Geburtswehen“ dadurch nicht leichter wurden, ist nur zu ersichtlich.

Die zarische Regierung verstand jedoch das Werk der „Emanzipation“ mit solchem Tamtam und Pomp in Scene zu setzen, dass die Bauernmasse in dem Zaren wirklich nur den von Gott gesandten Befreier sah, für den täglich in den Kirchen zu beten ihre Schuldigkeit war. Und auch als sie nach wenig Jahren die Folgen ihrer „Freiheit“ bitter genug am eigenen Leibe empfinden mussten, waren sie weit davon entfernt, die wahre Ursache ihrer Lage auch nur zu ahnen. Dem Adel, der durch die Aufhebung der Leibeigenschaft aus seinem alten Parasitenleben herausgerissen wurde, waren die oben gekennzeichneten Reformen natürlich viel zu radikal, wenngleich es unter ihm immerhin eine liberal gesinnte Minorität gab, die den „boshaften Wunsch“, hegte, der „Zar-Befreier“ möge das „Gebäude der von ihm unternommenen Reformen“ durch Gewährung einer konstitutionellen Verfassung „krönen“. Zu einer energischen Opposition aber war diese, sowohl infolge der sie beherrschenden Traditionen, als auch wegen ihrer derzeitigen schwierigen Stellung dem Volk gegenüber, in keiner Weise befähigt. Die Kaufmannschaft und die junge industrielle Bourgeoisie waren der Regierung nichts weniger als unfreundlich gesinnt. Begann doch für sie eben eine neue goldverheissende Aera! Und das Kleinbürgerthum, wie die Handwerker und die noch wenig zahlreichen industriellen Arbeiter waren überhaupt noch zu schwach und unentwickelt, um irgend einen bestimmten politischen Zug aufweisen zu können.

So war es wirklich nur ein kleiner Haufe vereinzelter junger Leute, Angehörige „freier Berufe“, vor Allem aber der studierenden Jugend, die es wagten, gegen die Regierung und die „kompakte Majorität“ der Ausbeuter ihr Haupt zu erheben. Sie wurden, wie Plechanow einmal sagt, zu „Boten des neuen Russland, die der alten Ordnung den Krieg auf Leben und Tod erklärten und in diesem Krieg die gefährvolle Rolle des Vorpostens übernahmen.“ Schon im Jahre 1857 hatte A. Herzen in London seine berühmte Zeitschrift „Glocke“ gegründet, durch die er grossen Einfluss auf die russische Jugend gewann. Während der Reformzeit entstand nun auch in Russland selbst eine litterarische Bewegung unter der Führung von Tschernyschewskij und Dobroljubow, welche die neugeschaffenen Zustände erbarmungslos geisselte und zu gleicher Zeit die vorgeschrittenen Elemente des Landes mit den sozialen Ideen und Bestrebungen Westeuropas bekannt zu machen suchte. Von ihr beeinflusst trat jetzt auch die obengenannte Jugend für eine konsequente Durchführung und Fortsetzung

der begonnenen Reformen ein. Verschiedene Verbindungen unter der Devise „Land und Freiheit“ etc. tauchten auf. Das Alles gab der zarischen Regierung vollkommene Gelegenheit, zu zeigen, wie wenig sie gewillt sei, ihrem traditionellen Geiste untreu zu werden. Die Mitglieder der Verbindungen wurden mit barbarischer Grausamkeit in die Kerker geworfen, verbannt oder zur Zwangsarbeit verurtheilt. Unter diesen letzteren befand sich auch Tschernyschewskij. Von Oktober 1861 bis 1865 wurden nicht weniger als 11 Menschen kriegsrechtlich erschossen. Kurz, es brach die Herrschaft einer offenen schrankenlosen Reaktion ein. Die in Angriff genommenen Reformen wurden immer mehr gekürzt und beschnitten, und der polnische Aufstand von 1863, wie das verunglückte Attentat von Karakosow stärkten die innere Politik des Zar-Befreiers noch in ausgiebigster Weise.

Es trat eine Pause in der jungen revolutionären Bewegung ein, eine Pause der inneren Sammlung, in der man nach neuen Wegen ausschaute. Die Gährung nahm fortwährend zu, aber sie befand sich in latentem Zustand, und die einzige Art, wie sie sich Luft machte, war der leidenschaftlich geführte Kampf um die Emanzipation der Frau. So war die Atmosphäre, in der Sophja Perowskaja ihre ersten Jugendjahre verlebte, und ihr erstes Auftreten fällt zusammen mit der Neubelebung der jungen sozial-revolutionären Bewegung Russlands im Anfang der 70er Jahre.

Unter dem Einfluss der Internationale, hauptsächlich des Bakunin'schen Flügels derselben, und dem der Pariser Kommune begann jetzt für die russische Jugend eine wahre Sturm- und Drangperiode. Revolutionäre Vereine aller Art schossen wie Pilze aus dem Boden. Indess sollten ihre Kampfmittel zunächst ganz friedliche sein, und die That Karakosow's fand für's Erste keine Nachahmer. Sie standen sogar, unter dem Einfluss des Bakunismus, dem politischen Kampf direkt feindlich gegenüber. Ihre sozialistische Thätigkeit ging von dem Grundsatz aus, dass, während die Sozialisten Westeuropas eine auf Gemeineigenthum basirende Gesellschaftsordnung als etwas völlig Neues erst erstreben müssten, sie eine auf diesen Prinzipien beruhende Organisation in der kommunistischen Dorfgemeinde bereits vorfänden. Würde diese nur von den ihr anhaftenden Schlacken befreit und durch die technischen Errungenschaften des kapitalistischen Europas vervollkommenet, dann, so meinten sie, könnte sie durch die ihr innewohnenden eigenthümlichen Kräfte in eine höhere sozialistische Gesellschaftsordnung ohne Weiteres übergehen. Da der russische Bauer ein geborener Kommunist sei und nicht die geringste Neigung verspüre, vorher „im Fabrikessel ausgekocht zu werden“, so könne es der sozial-revolutionären Partei nicht schwer fallen, ihn für dieses hohe Ziel zu gewinnen.

Infolge solcher Anschauungen entstand das rühmlichst bekannte „Ins-Volk-Gehen“ der sogen. „Propagandisten“ — eine Bewegung, die übrigens nicht nur junge Leute, sondern auch gereifte Männer und Frauen ergriff. Auch Sophja Perowskaja ging jetzt nach dem Gouvernement Twer, um dort, als Pockenimpferin von Dorf zu Dorf wandernd, sich mit dem Leben der Bauern vertraut zu machen und unter ihnen so viel als möglich sozialistische Propaganda zu treiben. „Betreffs Kost und Wohnung“, so erzählt von ihr eine Bekannte, die zu jener Zeit viel mit ihr verkehrte, „war sie äusserst genügsam; sie übernachtete und speiste in der ersten, besten Hütte mit den betreffenden Insassen zusammen und machte sich garnichts daraus, alle die Bequemlich-

keiten, an die sie von Kindheit auf gewöhnt war, zu entbehren . . . . Milch und Grütze bildeten ihre ganze Nahrung, ihr Lager bestand aus einem Strohkissen. . . . Schon dazumal imponirte sie allgemein durch ihren Ernst und scharfen Verstand, und es war förmlich in ihrer Erscheinung zu lesen, dass sie auf dem einmal betretenen Pfade unentwegt weiterschreiten würde — zum Erfolg oder zum Untergang.“

Im Jahre 1873 ist sie wieder in Petersburg, in vielseitigster Thätigkeit. Sie richtete in ihrer Wohnung Räumlichkeiten für geheime Versammlungen der Propagandisten ein und agitirte mit unermüdlichem Eifer unter den Arbeitern. Sie half bei Gründungen von geheimen Druckereien, sorgte für regelmässige Sendungen von Agitationslitteratur nach der „Provinz“ und sammelte bedeutende Summen für die Agitation daselbst. Sie leitete ferner auch den Verkehr mit den politischen Gefangenen, von denen schon damals die Gefängnisse überfüllt waren. Im November 1873 — nach anderen Angaben im Sommer 1874 — wurde die Perowskaja zusammen mit mehreren Arbeitern verhaftet und in's Untersuchungsgefängniss geführt, wo man sie ein Jahr lang festhielt. Gegen eine Kaution von 5000 Rubeln wurde sie dann interimistisch bis zum Prozess freigelassen, der fernere Aufenthalt in Petersburg ihr aber untersagt. Sie musste 3 Jahre unter polizeilicher Ueberwachung in der Provinz zubringen, ohne an eine Flucht auch nur denken zu können, denn sie hätte dadurch andere, gleichfalls gegen Kaution entlassene Kameraden, unweigerlich neuer Kerkerhaft überliefert. So benutzte sie diese todte Zeit, um sich für eine erneute Propagandathätigkeit auf dem Lande dadurch vorzubereiten, dass sie in Simferopol einen Kursus über Chirurgie absolvirte, und wirklich übte sie bald darauf das Amt einer Krankenpflegerin und Wundärztin unter den Bauern mit grösstem Erfolge aus, getragen von der Liebe und Verehrung aller Derer, mit denen ihr Beruf sie zusammenführte.

Der Monstreprozess der 193, der endlich im Jahre 1877 stattfand, riss sie wieder aus dieser Thätigkeit. Es waren über 1400 Agitatoren im Laufe der letzten 3 Jahre verhaftet worden, und in einem Bericht des Ministers des Innern an den Zaren wurden 37 Gouvernements als von der sozialistischen Epidemie „infizirt“ bezeichnet. Als Erste vernommen, eröffnete Sophja Perowskaja die Reihe jener Protestler, die das Gericht nicht anerkennen wollten und die Theilnahme an dessen Verhandlungen verweigerten. Sie musste trotzdem aus Mangel an Beweisen freigesprochen werden. Um der Polizei zu entgehen, die alle Freigesprochenen zur Verbannung auf administrativem Wege wieder verhaften liess, ging sie sofort in „illegalen Zustand“ über, d. h. lebte von nun an unter falschem Namen. Sie hatte den Plan, die zu schweren Strafen verurtheilten Kameraden während ihrer Ueberführung in das Zentralgefängniss bei Charkow zu befreien, und entfaltete dafür eine fieberhafte, aufreibende Thätigkeit, wobei zum erstenmal ihr grosses organisatorisches Talent zu Tage trat. Aber der Versuch scheiterte, und ein quälender nervöser Zustand war die Folge für sie, den sie nur schwer zu überwinden vermochte.

Sie ging nun nach der Krim, um endlich ihre Mutter wiederzusehen, die dort auf ihrem Landgute lebte. Doch, von der wachsamten Polizei schon längst erwartet, wurde sie sofort nach ihrer Ankunft verhaftet, um in einer der nördlichen Provinzen internirt zu werden. Glücklicherweise gelang es ihr schon auf dem Wege nach ihrem Verbannungsort, nachts, von einer Eisenbahnstation aus,

den zwei sie begleitenden Gendarmen zu entfliehen. Sie verbarg sich kurze Zeit in einem Walde und kam, als Bäuerin verkleidet, unerkannt nach Petersburg. Nur kurze Zeit blieb sie dort. Im Oktober 1878 ging sie abermals nach Charkow, um das Befreiungswerk der Gefangenen, das ihr keine Ruhe liess, von Neuem, in grösserem Massstabe in Angriff zu nehmen. Die riesigen Schwierigkeiten dieses Unternehmens schreckten sie nicht ab. Es gelang ihr unter unsäglichen Mühen, eine passende Kerntuppe, zunächst zur Beobachtung des Gefängnisses, heranzubilden und sich mit den Inhaftirten in Verbindung zu setzen. Sie fand daneben noch Zeit, eine ausgedehnte Agitation unter der dortigen Jugend zu treiben, von der sie bald geradezu vergöttert wurde, und einen Zirkel zu gründen, der später noch Tüchtiges leisten sollte. Aber wieder gingen alle Pläne zu Grunde, diesmal, weil die Unterstützung seitens der Petersburger Organisation auszubleiben anfing. Sophja Perowskaja litt Folterqualen: „Obwohl sie, als eine in sich gekehrte Natur, vor Niemandem ihr Herz ausschüttete und äusserlich sehr ruhig erschien“, so erzählt von ihr eine Freundin, die damals mit ihr zusammenwohnte, „liess sie doch in den Nächten, wenn sie sich unbeobachtet glaubte, ihren Gefühlen desto freieren Lauf . . . Ich musste mich schlafend stellen, aus Furcht, sie durch meine Theilnahme zu stören; aber wie krampfhaft sich mein Herz zusammen bei diesem ununterbrochenen leisen Schluchzen!“

Es trat wieder eine Krise in der revolutionären Bewegung ein. Der übergrossen Hoffnung, die die Propagandisten auf die Bauern gesetzt hatten, folgte nun eine ebenso grosse Enttäuschung, denn die Bauern zeigten sich gänzlich unzugänglich für ihnen fernliegende Dinge, um so mehr für die soziale Revolution. Auch wurden die Propagandisten fortgesetzt einfach schaarenweise verhaftet. Als Resultat solcher Erfahrungen bildeten sich neue Organisationen mit neuen Programmen und neuer Taktik. Es entstand 1875 schon die Bewegung der „Narodniki“ (Volksthümer), die den westeuropäischen Sozialismus der herrschenden Anschauungsweise des Volkes anzupassen strebte; es entstand 1876—77 die bedeutende Gruppe „Semlja i Wolja“ (Land und Freiheit), die für ihre Propaganda unter dem Volk ebenfalls neue Wege beschritt und sie auch auf die städtische Arbeiterschaft ausdehnte. Aber auch jetzt in brutalster Weise verfolgt und bald ganz in die Enge getrieben, sah sich die Gruppe zur Erhaltung ihrer Existenz schliesslich unvermeidlich vor den direkten Kampf mit der Regierung gestellt. Und so kam es, dass diese nur Sozialismus predigenden Agitatoren das „bourgeois-mässige“ Gebiet der Politik betraten. Dies äusserte sich zunächst in vereinzelt, zusammenhanglosen Ausbrüchen ohne System und Plan, wie in bewaffnetem Widerstand bei Verhaftungen, in Ermordungen gefährlicher Spione und Aehnlichem. Erst der Schuss von Wjera Sassulitsch (Febr. 78), obgleich auch er nur ein Racheakt für die ruchlose That des Generals Trepow war, wurde das Signal zu der neuen Periode des revolutionären Kampfes, zum systematischen Terrorismus.

Der politische Kampf wurde somit in einer Form, wie sie nur in einem barbarisch-despotischen Polizeistaate begreiflich ist, auch theoretisch, mehr und mehr sanktionirt, und man rüstete sich für ihn mit allen Kräften. Es ist also leicht einzusehen, warum die Befreiungspläne der Perowskaja gerade jetzt keine Unterstützung finden konnten, um so weniger, als man eine Kraft, wie sie nöthig in Petersburg brauchte. Zur Feststellung des praktischen Programms und Schaffung einer entsprechenden Neuorganisation wurde in Woronjesch ein



Parteitag der „Semlewojzy“ einberufen (2.—6. Juli 1879). Sophja Perowskaja trat auf demselben gegen das neue Programm auf, welches den ganzen Schwerpunkt der sozialrevolutionären Thätigkeit auf den politischen Kampf, und zwar den terroristischen, verlegte. Sie befürchtete durch dasselbe ebensowohl eine demoralisirende Rückwirkung auf die grundlegenden Prinzipien der Bewegung, als eine Schwächung der Organisation. Jedoch war sie mit allen Kräften bemüht, eine Spaltung in der Partei zu verhindern, und als diese dennoch unvermeidlich wurde, half sie dazu, dass sie sich in aller Ruhe und Freundschaft vollzog. „Semlja i Wolja“ trennte sich in zwei Gruppen: „Tschornyj Peredjel“ (Neue Theilung des Grund und Bodens) mit dem alten Programm, und „Narodnaja Wolja“ (Volkswille), die den Sturz des Despotismus durch den Terror als ihr nächstes Ziel proklamirte. Weder dieser noch jener schloss Sophja Perowskaja sich an, denn auch die alte Taktik konnte ihr nicht mehr völlig zusagen. Ihre nächsten Freunde, die sich in gleicher Lage befanden, baten sie wiederholt, wenigstens auf kurze Zeit, ins Ausland zu gehen. Aber sie lehnte das ab mit dem Bemerkten, dass sie „lieber daheim gehängt sein wolle, als im Ausland unthätig dahin leben.“ Und da ihrer thatkräftigen Natur ein schwankender Zustand wirklich unerträglich war, und sie sich auch bald überzeugte, dass unter dem hereingebrochenen Schreckensregiment des „weissen Terror“ der „rothe Terror“ eben alleiniges Abwehrmittel blieb, so schloss sie sich schon im Dezember 1876 in aller Form der „Narodnaja Wolja“ an. Scheljabow, dieser ausgezeichnete Menschenkenner, war, wie er selbst sagte, „ausser sich vor Freude“ darüber. Kein Wunder, was hatten die Narodowoljzy nicht alles gethan, um sie zu gewinnen!

Und in den heldenhaften Kämpfen dieser Organisation sollten wirklich auch ihre glänzendsten Eigenschaften erst recht zu Tage treten! Sie hatte eine ausserordentliche Gabe, für jedes einzelne Unternehmen, für jede der vielen verantwortungsvollen Funktionen desselben, passende Leute zu finden und heranzuziehen. Ihre Gewalt über die Menschen war geradezu fabelhaft. Ihr eiserner Charakter, die leidenschaftliche Gluth ihrer Rede, die „moralische Hoheit“, die sich in jeder Bewegung, in jedem Zuge ihres Gesichts ausdrückte, und die „von ihrer Persönlichkeit ausgehende unbegrenzte Hingebung“ wirkten auf die Menschen begeisternd und anspornend. „Wenn sie auf Jemand ihren prüfenden Blick heftete“, erzählt Stepniak von ihr, „der bis ins Innerste der Seele zu dringen schien, und mit ihrer ernsten Miene sagte: „Gehen wir!“ — wer hätte da entgegnen können: „Ich gehe nicht?“ Aber sie schickte nicht etwa nur Andere ins Feuer, sich selbst stellte sie gerade auf die allergefährlichsten Posten. Und das mit Recht! Denn sie besass in kritischen Augenblicken, wo Alles auf dem Spiele stand, einen Muth, eine Selbstbeherrschung, eine Geistesgegenwart, wie sie wirklich nur Helden eigen ist.

Zum Beweise dessen seien einige Beispiele angeführt. Als im November 1879 die Narodowoljzy die Bahn bei Moskau unterminirten, um den kaiserlichen Zug in die Luft zu sprengen, war es die Perowskaja, die das Häuschen, von dem aus die Mine gelegt wurde, mietete und die äusserst schwierige Rolle der Hausfrau übernahm. Während 6.—8 Männer die unterirdischen Arbeiten ausführten, hatte sie in diesen langen Wochen jeden Verdacht der Nachbarn fernzuhalten, mehr noch den der zahlreichen Spione und der Polizei, die vor einer Durchreise des Zaren Tag und Nacht auf den Beinen sind, um alle Häuser

zu überwachen und zu inspizieren. Sie musste es verstehen, zu all den durch tausend Zufälligkeiten beschworenen Gefahren rasch Stellung zu nehmen und sie zu pariren, und sie war es auch, die damit beauftragt war, durch einen Schuss auf eine Flasche Nitroglycerin alle und alles in die Luft zu sprengen, falls sie dennoch entdeckt würden. Während dieser Zeit brach im benachbarten Hause Feuer aus, und eine Anzahl Menschen versuchte auch in ihr Haus zu dringen, in der guten Absicht, die durch Feuer bedrohten Gegenstände darin fortschaffen zu helfen. Die Zimmer standen gerade voll Kisten mit Dynamit, galvanischen Ketten und Aehnlichem. Wie aber die Leute fernhalten, ohne Verdacht zu erwecken? Da warf sich die Perowskaja in einer plötzlichen Eingebung, betend und mit dem Mutter-Gottes-Bild in den Händen, ihnen entgegen: „Lassen Sie! lassen Sie! Gottes Wille waltet über uns!“ Und unter dem frommen Vorgeben, dass man sich vor der Geißel Gottes nur durch Gebet schützen könne, wusste sie das Haus frei zu halten, bis das Feuer geiöscht war. „Glücklich, überglücklich“ fühlte sie sich nach ihren eigenen Worten, als dann die Ueberwachung der Ankunft des kaiserlichen Zuges ihr übertragen wurde, damit sie im rechten Augenblick das Signal zur Explosion geben könne. — Was Wunder, dass sie bald auch eines der einflussreichsten Mitglieder des vom Zaren und seiner Regierung so gefürchteten Exekutivkomités wurde!

Es ist unmöglich, in einer kurzen Lebensskizze von Allem zu sprechen, was sie in den letzten  $1\frac{1}{2}$  Jahren ihres Lebens leistete. Ihre Thätigkeit war eine geradezu aufreibende. Fast an allen Unternehmungen der „Narodnaja Wolja“ von 1879—1881 war sie theilhaftig: an den mannigfachen schwierigen Attentats-Vorbereitungen und anderen Konspirationsarbeiten, an der Herstellung und Verbreitung von Agitations-Litteratur und vielem Anderen mehr. Einen bedeutenden Theil ihrer Zeit opferte sie der Agitation unter den Petersburger Arbeitern, und das war ihr, wie sie selbst sagte, die angenehmste Beschäftigung. War sie doch überzeugt, dass „ohne direkte und weitgehendste Betheiligung der Arbeiter einerseits, und andererseits ohne Unterstützung seitens der Armee eine Revolution undenkbar sei.“

Das letzte Jahr ihres kurzen und stürmischen Lebens war für Sophja Perowskaja das erste Jahr ihrer Liebe. Bis dahin war ihr dieses Gefühl stets fremd geblieben, und nur für wenige Männer fühlte sie eine wirkliche Achtung. Sie war eine grosse Verehrerin ihres Geschlechtes und geneigt, die Männer überhaupt für eine niedrigere Gattung zu halten, als die Frauen. Scheljabow's bedeutende Persönlichkeit aber überwand diese Zurückhaltung, und sie liebte ihn nun mit der Leidenschaft einer starken Natur, die in sich ein Meer von Hass und Liebe birgt. „Von einem Eheglück Beider zu sprechen,“ sagt einmal ein Freund über sie, „ist eigentlich lächerlich; die ewige Unruhe, die beständigen Arbeiten, Lebensgefahren und Sorgen — und das Alles nicht für sich, sondern für Andere — lassen wenig Raum für idyllische Freuden, ja, sie erzeugen bei tiefer angelegten Naturen selten etwas Anderes als Kummer. Doch gab es hin und wieder auch sonnige Augenblicke im Leben Beider, und dann war es eine Freude und ein Stolz, das Paar zu betrachten.“

Ihr Zusammenleben sollte nicht lange dauern. Es erfolgte die am Anfang erwähnte Verhaftung Scheljabow's Ende Februar 1881. Es ist kaum nöthig, hervorzuheben, dass auch dieser schwerste Schlag nicht im Stande war, Sophja's unbeugsame Energie zu schwächen. Krank, kaum sich aufrecht erhaltend und

innerlich erschüttert, hatte sie noch Festigkeit genug, um unmittelbar darauf die Leitung des Attentats auf Alexander II. zu übernehmen. An zwei verschiedenen Stellen waren Minen gelegt worden. Für den Fall aber, dass der Zar keinen dieser vorgesehenen Orte passiren, oder dass die Explosion misslingen sollte, wurden einige Verschwörer mit den von Kibaltschitsch neuerfundnen Bomben versehen und an einer dritten Stelle postirt. Der Zar fuhr jedoch durch keine der drei gefährlichen Strassen. Als Sophja Perowskaja durch die von ihr aufgestellten Schildwachen die Nachricht von der veränderten Bewegung des Zaren empfing, änderte sie in einem einzigen Augenblick den ganzen Plan, berechnete eine neue Position und wies diese durch ein Zeichen den Verschworenen an. So führte sie das Unternehmen zum Gelingen.

Die Freunde Sophja's baten sie, sofort danach aus Petersburg zu fliehen; aber auch jetzt wollte sie davon nichts wissen. „Es ist unmöglich, in einem Momente von solcher Wichtigkeit, die Hauptstadt zu verlassen,“ erwiderte sie ihnen; „es ist soviel zu thun“. Sie verliess ihren Posten nicht einen Augenblick, auch als sie erfuhr, dass der Tod Scheljabow's eine beschlossene Sache sei. Ruhig und unermüdetlich, sogar äusserlich munter, führte sie die Geschäfte der Partei fort, und noch wenige Stunden vor ihrer Verhaftung redigirte sie das berühmte Manifest des Exekutiv-Komités an den neuen Zaren Alexander III. Und Keiner, der sie in diesen Tagen sah, konnte es ihr anmerken, welche Höllenqualen sie in ihrer Brust trug!

Zehn Tage nach der Katastrophe wurde sie verhaftet, als sie in einer Droschke durch die Stadt fuhr. Auch vor dem Tribunal erschien sie wie immer. Ruhig und einfach sprach sie von ihrer Rolle beim Attentat des 13. März. In einer letzten kurzen Ansprache, in der sie die Beweggründe ihrer ganzen Thätigkeit berührte, bat sie darum, dass man keinerlei Rücksicht auf ihr Geschlecht nehmen und sie mit ihren Genossen sterben lassen möge. Das Ansinnen eines Gnadengesuchs, das ihr Vertheidiger ihr, als einer Adligen, stellte, wies sie zurück mit den Worten: „Ich werde durch meinen Tod der heiligen Sache der Befreiung Russlands mehr nützen, als wenn mir das Leben geschenkt würde.“ Wie sehr aber dabei ihr Herz von weichen und zärtlichen Empfindungen beherrscht wurde, beweist ihr letzter am Tage der Hinrichtung geschriebener Brief an die Mutter, der besser ihre innerste Natur enthüllt, wie irgend sonst etwas, und den wir hier auszugsweise wiedergeben wollen:

„Mein theures, unschätzbares Mamachen! Stets quält und ängstigt mich der Gedanke, wie es mit Dir stehe. Ich beschwöre Dich, meine Theure, beruhige Dich, härme Dich nicht meinetwegen ab, schone Dich um Deiner Umgebung willen und auch mir zu Liebe. Ich bin über mein Loos durchaus nicht betrübt, ruhig gehe ich ihm entgegen, da ich es längst vorhergesehen und erwartet habe. Und es ist wirklich, mein geliebtes Mamachen, kein trauriges Loos. Ich lebte so, wie mir's meine Ueberzeugung gebot; gegen diese war ich nie zu handeln im Stande: darum erwarte ich mit ruhigem Gewissen, was mir bevorsteht. Das Einzige aber, das auf mir wie eine Last liegt, das ist Dein Kummer, meine Unschätzbare; er zerreisst mir das Herz, und ich weiss nicht, was ich Alles hängen möchte, um ihn zu stillen. Mein Täubchen, Mamachen, bedenke, dass neben Dir noch eine zahlreiche Familie steht, die Du alle aufrecht zu erhalten hast durch Deine moralische Kraft. Ich habe immer bedauert, dass ich nicht zu jener moralischen Höhe emporsteigen konnte, auf welcher Du

stehst; aber in allen Augenblicken des Wankens hat mich Dein Bild gestärkt. . . Ich küsse in Gedanken Deine Hände viel tausendmal, und knicend flehe ich Dich an, mir nicht böse zu sein. . . Ich wiederhole meine Bitte nochmals: kümmere und quäle Dich nicht meinetwegen. Mein Loos ist garnicht so schrecklich und verdient durchaus nicht, dass Du Dich darüber grämst! Deine Sonja.“

Sechs schreckliche Tage, bis zum 15. April, wurde die Exekution verzögert — aus heute noch nicht aufgeklärten Gründen. Niemand hat die Verurtheilten, entgegen allem Gebrauch, nach dem Abschluss des Prozesses gesprochen oder auch nur gesehen. Man kennt nur die, von wenigen gehörten Worte des einen unter ihnen, Michailow's, die er vom Karren aus auf dem Wege zum Richtplatz in die Menge schrie, und die den furchtbaren Trommelwirbel zu übertönen vermochten: „Man hat uns gefoltert!“ Die Vollstreckung des Todesurtheils war entsetzlich; die Unglücklichen wurden mehr gewürgt als gehängt. Der Korrespondent der „Kölnischen Zeitung“ schrieb damals darüber: „Ich bin im Orient Augenzeuge von Dutzenden von Hinrichtungen gewesen; aber eine solche Schinderei habe ich nie erlebt.“ Und weiter: „Sophja Perowskaja zeigte eine wunderbare Festigkeit; sie hatte sogar leichtgeröthete Wangen; ihr Gesicht war wie immer ernst, ohne jeden Ausdruck von Prahlerei, aber voll echten Muthes und beispielloser Ergebenheit. . .“

Die Frau, die so Heroisches that und so Furchtbares litt, verrieth in ihrer äusseren Erscheinung nichts von den Grundzügen ihres Charakters. Stepniak schildert sie uns folgendermaassen: „Sie war die personifizierte Jugend. Trotz ihrer 26 Jahre schien sie ein Mädchen von kaum 18 Jahren zu sein. Ein kleines, schwächliches, graziöses Figürchen und eine frische, silberhelle, ausserordentlich sympathische Stimme erhöhten noch die Wahrscheinlichkeit dieser Illusion, welche fast zur Gewissheit wurde, wenn sie, was sehr häufig der Fall war, zu lachen begann. . . Ein blondes Köpfchen mit einem Paar azurner, ernster und durchdringender Augen unter der breiten, geräumigen Stirne; ein kleines Näschen, ein frischer Mund, der, wenn sie lächelte, zwei Reihen der schönsten Zähne zeigte. Das Anziehende war die Physiognomie in ihrer Gesamtheit. In dem runden Gesichtchen lag eine gewisse Munterkeit, Lebhaftigkeit, und gleichzeitig eine gewisse Naivetät. . .“ Und in dieser kindlichen Grazie schwebt sie uns auch vor, wenn Turgenjew in seiner „Schwelle“, zu der sie ihn begeisterte, sie in das grosse Dunkel eintreten lässt, in dem sie alles menschliche Leiden und das Verbrechen selbst erwartet. „Närrin!“ knirschte Einer hinter ihr drein. — „Heilige!“ kam es von irgendwo als Antwort. So schliesst Turgenjew seine Dichtung. Und diese letzte Stimme „von irgendwo“ hat in Russland ein tausendfältiges Echo gefunden.

## Skizzen aus der sozialpolitischen Litteratur und Bewegung.

Von

Isegrim.

### I. Herr Hitze und sein verlorenes Ideal.

„Meine berufsgenossenschaftlichen Ideale brechen mit jedem Tage mehr zusammen“ — diesen Klageruf soll neulich Herr Hitze in der Unfallversicherungs-Kommission des Deutschen Reichstages ausgestossen haben. Herr Hitze hatte

sich hier mehrfach bemüht, die Selbstherrlichkeit und Willkür der Unternehmer-Berufsgenossenschaften einzuschränken durch die Zubilligung grösserer Rechte an die betheiligten Arbeiter. Die Industrievertreter wiesen ihn jedoch derart schnöde ab, dass er offen seinen — im Stillen wohl längst schon vollzogenen — Bruch mit einem alten, liebgewordenen sozialpolitischen Glaubensartikel aussprach.

Also selbst Herr Hitze schwört nicht mehr auf das Evangelium von der korporativen Organisation der Gesellschaft, er denkt nicht mehr an die Möglichkeit, dadurch „die gegensätzlichen sozialen Kräfte wieder in Gleichgewicht und Harmonie zu bringen“. Und doch war er einst einer der eifrigsten Apostel dieser feudal-klerikalen Heilsbotschaft!

Vielleicht hat dieser oder jener Leser die Jahre nach den Attentaten als christlich-staatssozialistischer Novize mit durchlebt. Gewiss, wir waren Alle dem „wissenschaftlichen“ Sozialismus ergeben; wir hassten Alle das Kapital, diese unpersönliche, Alles beherrschende Macht, die sich in der Gestalt der verfluchten Manichäer selbst für uns fühlbar machte, obwohl wir mit dem Erwerbsleben weiter nichts zu thun hatten. Doch der Arbeiterschaft standen wir innerlich fremd und mit der ganzen Ueberlegenheit des werdenden Gelehrten gegenüber. Die Masse sollte von oben herab erlöst werden: von den Hohenzollern oder dem Fürsten Bismarck, meinte der Eine — von der Bureaukratie und der wiedergeborenen Kirche, hoffte der Andere. Der Dritte war Anhänger der korporativen Organisation aller Berufsschichten, der alle Aufgaben zur Erledigung zugeschoben wurden, für die man sonst keine Lösung wusste. Der Vierte hüllte sich vorläufig in vieldeutiges Stillschweigen; seine Bescheidenheit verbot ihm zu sagen, wer dereinst in unvergleichlichen literarischen Thaten den Stein des Weisen enthüllen werde.

Doch wie verschieden unsere Einbildungen auch waren, auf den Sozialpolitiker Hitze hielten wir Alle grosse Stücken. Er schrieb gerade so gut und so schlecht, wie es für die übliche Halbbildung unter uns passend war. Vor den verwickeltesten Problemen schreckte er nicht zurück, weil sie ihm sehr einfach erschienen. Das war ganz unser Fall. Wir stellten ihn uns nach seinen Schriften vor als einen streitbaren, oppositionellen Kaplan, der nicht eher ruhen und rasten würde, als bis er das Ungeheuer Kapital getödtet oder zum Mindesten in ein schweifwedelndes Nutzhier durch allerlei schwarze Künste umdressirt haben würde. In der That ist die erste grössere Veröffentlichung des Herrn Hitze mit einer gewissen kampflustigen Keckheit geschrieben, die dem behäbig abgerundeten, ergeben lüchelnden Münsterer Professor heute ganz abhanden gekommen ist. In seinen Vorträgen über „Kapital und Arbeit und die Reorganisation der Gesellschaft“ (Paderborn 1881) liess er vollends an den heutigen politischen und sozialen Zuständen kein gutes Haar, zum Schlusse entwarf er hier sogar einen vollständigen Bauplan für eine bessere Zukunftswelt.

Dabei geschah es eben, dass er sein berufsgenossenschaftliches Ideal entwickelte. Der Plan war von verblüffender Einfachheit.

Die Agrarfrage z. B. wurde damals, unter dem Eindruck der jähen Umwälzung in den landwirthschaftlichen Produktions- und Absatzverhältnissen, ebenso eifrig und wohl auch wesentlich vernünftiger diskutirt wie heute, wenn man sich an die schleichende Krisis schon gewöhnt hat. Herr Hitze war auch rathlos. Da kam ihm wie so manchem Anderen die Erleuchtung: „inkorporiren“ wir die ganze Grundbesitzerschaft in eine grosse Zwangsorganisation; diese wird

dann schon, da in ihr alle sachverständigen Köpfe zusammengesteckt sind, die Rettungsmittel finden, die man bisher vergebens suchte. Weil der Kredit vielfach den Grundbesitzer auspowerte, wird sie nur „befruchtenden“ Kredit geben. Weil der Absatz nicht lohnte, wird sie lohnenden Absatz schaffen. Weil die Vererbung leicht zu unsinnigen Theilungen und Belastungen führt, wird die ständische Organisation das Erbrecht in zufriedenstellender Weise regeln. Der naive, felsenversetzende Glaube an das Schlagwort kam zuweilen in drolligsten Weise zum Ausdruck. So heisst es da unter Anderem in den Hitze'scher Vorträgen:

Der Einzelne wäre aus seiner Vereinzelung wieder herausgerissen, wieder in Verbindung gebracht mit seinen Berufsgenossen. Es wären schon Konzentrationspunkte gewonnen, Organe, an die sich ein sozialer Zusammenschluss anlehnen könnte. Der Tag zur Wahl des Kreisvertreters wäre schon der Genossenschaftstag, der Bauernvertreter wäre schon der Präsident. Ist die Gliederung mal da, dann wird auch die innere Bindung der Glieder sich schon finden.

Sitzen die Bauern mal zusammen, ganz allein, ungestört von Anderen, unterhalten sie sich mal, wen sie zu Bezirks-Bauernkammern wählen sollen, dann werden sie auch mehr zusammenkommen; und es wäre Wunder, wenn sie nicht auf die Ueberschwemmung zu sprechen kämen, und auf den Preis der Kartoffeln in dieser oder jener Stadt, während ihnen der Aufkäufer blos soviel giebt, und von „dem armen Bauern, den der Wucherer schon wieder von Haus und Hof georacht.“ Und es wäre merkwürdig, wenn ihnen ihr Vertreter nicht einmal erzählte, was in der Kammerverhandlung zur Sprache gebracht wurde, wo es sich vielleicht um eine Prämierung, z. B. des Wagner'schen Futterbaues, handelte, ihnen vorschläge, sich auch mal mit demselben bekannt zu machen, vielleicht mal eine Deputation zu senden zur Besichtigung; welche Deputation vielleicht das nächste Mal zu der ferneren Stadt mit den guten Kartoffelpreisen ginge und sich mit dortigen Händlern in Verbindung setzte, und ihnen die sämtlichen Kartoffeln der Mitbauern verkaufte, sich vielleicht zu gleicher Zeit bei einem dortigen Bekannten mit dem Segen eines Kreditvereins bekannt machte und einen solchen auch in der Heimath einführte. Der Kreditverein brächte Geld, und die Idee läge nahe, das Geld zu einer Regulirung des Flusses zu verwenden. Die Regulirung des Flusses führt zum Bau von Brücken, dieser zum Bau von Wegen — kurz, es wäre ein Anstoss gegeben, dessen Wirkungen man nicht überschauen könnte.

Durch ähnliche Milchmädchenphantasien wurde das Handwerk und die Industrie durch Berufsgenossenschaften gerettet.

Herr Hitze war jedoch auch nach unten mit seinen Gaben nicht knauserig und liess den Staat auch „korporative Organisationen“ der Arbeiter gründen, sie mit „öffentlichen Rechten“ ausstatten und ihnen eine „neue umfassende Selbstverwaltung“ einräumen. So sollte bei der ganzen Versicherung „die eigentliche Verwaltung in den Händen der Arbeiter“ liegen. „Dieselben müssen auch das Recht haben, in dem Rahmen der gesetzlichen Normen die Institutionen ihren besonderen Verhältnissen anzupassen und auszubauen. So würden Invaliden- und Altersversorgungskassen von selbst ihre Ergänzung finden im Bau von Häusern für Alte und Invaliden. So würde die Kasse für Arbeitslose vielleicht zur Errichtung eines Arbeitshauses, einer ländlichen Arbeiterkolonie führen — heute eine mit Recht perhorreszirte Einrichtung, dann aber eine selbstgeschaffene wohlthätige Veranstaltung. So wäre auch das Kreditwesen — wie wir früher schon beim Bauern- und Handwerkerstande gesehen haben — einer wirklich sozialen Ausgestaltung auch für den Arbeiterstand fähig. In der That, der persönliche Kredit ist noch einer fruchtbaren Ausgestaltung fähig, und kann durch Zusammeniegung des persönlichen Kredits eine wirthschaftliche Kraft erreicht werden, die es mit dem heutigen Realkredit (!) an Wirkung aufnimmt. So könnte dem Arbeiterstande auch der Kredit der Reichsbank (!) unbedenklich erschlossen werden.“

Die Krönung dieses idealen Zustandes sah Herr Hitze jedoch in den gemeinsamen Efnigungskammern der Unternehmer und Arbeiter. Diese Kammern waren souverän, wie das englische Parlament, aber sie machen von ihrer Souveränität besseren Gebrauch, sie regeln die Löhne und die Arbeitszeit, sie bauen die Fabrikordnungen „ethisch“ aus, sie überwachen und leiten die Erziehung. Sie nehmen den technischen Produktionsfortschritten ihre schädlichen Wirkungen, die in Ueberproduktion und Arbeitslosigkeit bestehen, und machen sie für Alle fruchtbar — „bei korporativer Organisation und Berathung werden die Mittel und Wege sich schon finden.“ „Der Despotismus und Absolutismus der heutigen wirthschaftlichen Ordnung ist auf die Dauer unhaltbar und wird derselbe ebenso gut eine mehr demokratische, konstitutionelle Gestaltung nehmen, als der politische Absolutismus des vorigen Jahrhunderts durch den Liberalismus.“

Bekanntlich kam die Kaiserliche Botschaft vom November 1881 den Korporationsideen vielfach entgegen, indem sie von dem „engeren Anschluss an die realen Kräfte des Volkslebens und dem Zusammenfassen der letzteren in der Form korporativer Genossenschaften unter staatlichem Schutz und staatlicher Förderung“ sprach. Selbst als die Missgeburt der Unfall-Berufsgenossenschaft das Licht der Welt erblickt hatte, schrieben ihr einzelne unklare Köpfe noch eine hohe sozialpolitische Zukunftsmission zu; nicht nur die weiteren Versicherungszweige sollten sich auf sie gründen, sie sollte den Arbeiterschutz fortbilden, die Löhne reguliren und was sonst noch Alles. Als die wirthschaftlichen Kartellbildungen auch in Deutschland häufiger eintraten, pries die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ die bestehenden Berufsgenossenschaften als „das geeignetste Organ, um die Regelung von Produktion und Preis in die Hand zu nehmen.“

Es ist nichts dergleichen geschehen, nicht einmal an die Umbildung der Alters- und Invalidenversicherung zu Gunsten der Berufsgenossenschaften denkt heute im Ernste Jemand. Dagegen haben sich Letztere immer mehr Feinde erworben, weil der Staat in ihnen ganz einseitige Unternehmerinteressen zu einer Zwangsorganisation zusammenfügte und weil alle günstigen Eindrücke der in ihren gesetzlichen Grundlagen zweifellos verbesserten Unfallversorgung durch die kleinlichen Chikanen und schäbigen Praktiken der Genossenschaften verwischt zu werden drohen.

Herr Hitze versucht jetzt wenigstens auf dem engen Gebiete des Versicherungswesens einige Zugeständnisse an seine ehemaligen Ideale zu erreichen. Es ist verlorene Liebesmühe. Das Kapital kennt nur für sich ein Recht der Organisation und hat keine Lust, die Massen draussen zu organisiren und zu konstitutioneller Mitentscheidung zu berufen, nicht einmal bei untergeordneten Fragen, geschweige denn gar bei den eigentlichen Lebensfragen der kapitalistischen Plusmacherei. Es giebt eben innerhalb der kapitalistischen Gesellschaft keine wirthschaftliche Organisation, welche „die gegensätzlichen Kräfte in Gleichgewicht und Harmonie bringen“ kann. Jede wirklich lebenskräftige Organisation wird heute den Klassenkampf führen und in gewissem Grade verschärfen müssen. Die Unternehmer wissen das genau und haben auch stets danach gehandelt.

Herr Hitze sieht es allem Anschein nach jetzt ebenfalls ein. Wird er den Muth haben, sich ein neues Ideal zu schaffen und dieses ebenso ohne Umschweife zu vertreten, wie deroinst seinen Glauben an die Berufsgenossenschaften, wie er sie sich dachte?

# Noch einmal Anarchismus und Sozialismus.

Von

Heinz Starkenburg

(Mannheim.)

Es ist ein undankbares Geschäft, sich in einen Streit als Dritter einzumischen; gewöhnlich vergessen die Kämpfenden ihre Feindschaft, um zunächst gemeinsam den unberufenen Dreinredner zu erschlagen. Indessen, da man als Unbetheiligter zuweilen einen ruhigeren Blick behält, als die Opponenten, welchen es in der Regel weniger auf Klärung des eigenen Denkens, wie auf Ueberzeugung des gegnerischen ankommt, so erlaube man mir einige Hinweise, die vielleicht geeignet sind, diese Gegensätze auszugleichen.

## 1. Das Prinzip der Moral.

Kuroff bezeichnet den Unterschied zwischen sozialistischer und anarchistischer Moral damit, dass er sagt: Der Sozialismus beseitigt die Klassenmoral und setzt an deren Stelle die Majoritäts-Moral; der Anarchismus beseitigt die Moral überhaupt, weil er den Einzelnen über die Gesellschaft stellt. Das Ziel der sozialistischen Moral ist „das grösste Glück der grössten Zahl“, das der anarchistischen „das grösste Glück eines (?) Einzelnen, wenn auch alle Uebrigen darüber zu Grunde gehen.“

O, wieviel „Spuk“ in diesen wenig Worten!

Anlässlich der ersten Antithese muss zuvörderst einmal erwähnt werden, dass eine „Beseitigung“ der Moral in Theorie und Praxis ein Hirngespinnst ist. Sobald der Mensch aus dem Thierstadium heraustret, — was sage ich! seit das Säugethier auf eine physiologische Entwicklungsstufe gelangte, wo es nicht mehr gleich mit der Geburt für den Kampf ums Dasein fertig ausgerüstet in die Welt trat, wo es als Einzelwesen nicht mehr eben so leicht und sicher seine Existenz behaupten konnte, wie als Heerdenthier, ist die Unterdrückung solcher Handlungen, die Eindämmung solcher Instinkte, welche das Wesen der Gesamtheit, die Existenz der Herde und damit die Voraussetzung jeder Individual-Existenz gefährdeten, nothwendig, ist die Reaktion der Herde gegen solche Handlungen und Instinkte vermittelst der natürlichen Zuchtwahl Instinkt geworden. So lange Robinson eine Phantasie bleibt, so lange das Individuum zu seiner Existenz anderer Individuen bedarf — und diese thatsächliche materielle Abhängigkeit des Einzelnen von der Gruppe nimmt mit der Kulturentwicklung nicht ab, sondern zu — so lange ist es auch *conditio sine qua non*, dass dieser Einzelne, um überhaupt existiren zu können, sich in der Bethätigung seiner Triebe und Instinkte den vitalen Interessen der Gesellschaft, der jeweils nach dem Stande der Produktionsverhältnisse nöthigen Organisation anpasst. Nur um den Inhalt dieser Interessen und um die Art und Weise jener Reaktion der Gesamtheit kann zwischen logisch denkenden Menschen überhaupt Meinungsverschiedenheit herrschen. Was den Inhalt anlangt, so räumt der Sozialismus — allerdings mit der heutigen Klassenmoral auf, weil — und nur für den Fall, dass wirklich — die wirthschaftliche Entwicklung die wirthschaftlichen Klassen selbst abschafft. Heisst das aber, dass nun unter dem sozialistischen Wirthschaftssystem „der Gesamtheit“ oder „einem bedeutenderen Theile der Gesellschaft die Befugniss zusteht, Moralnormen zu schaffen, nach denen sich jeder Einzelne zu richten hat? Zunächst ist das entweder — oder nur eine Scheinalternative, denn wenn nicht eine Spaltung der Gesamtheit in eine Majorität und eine Minorität mit verschiedenen Bestrebungen vorhanden ist, kommt es überhaupt zu gar keiner Schöpfung von Moral-Vorschriften, weil die Eventualität entgegengesetzter Handlungsweise garnicht vorliegt. Tritt aber eine solche Spaltung auf Grund irgend welcher Verschiedenheiten der Lebensbedingungen für verschiedene Theile der Gesamtheit ein, so muss derjenige Theil, welcher die faktische Macht (z. B. geistige Ueberlegenheit) oder konventionelle Gewalt (z. B. demokratische Majorität) hat, den andern zum Gehorsam zwingen, d. h. wir haben wieder den Klassenstaat und die Klassenmoral.

Wer also konsequenter Sozialist ist, d. h. wer die Ueberzeugung hat, dass in der kommenden sozialistischen Gesellschaft Volksschichten mit divergirenden Lebens-



bedingungen nicht mehr existiren werden, der kann garnicht die Möglichkeit einer autoritären Moral annehmen, sondern muss mit der Gewissheit rechnen, dass wie einst in der thierischen Heerde auch hier wieder der soziale Instinkt des Einzelnen und die faktische Ummöglichkeit ausserhalb der Gesellschaft zu existiren, den Bestand derselben genügend sichern werden.

Eine ähnliche Konfusion zeigt sich hinsichtlich der von Kuroff zitierten „Ziele“ der sozialistischen und anarchistischen Moral. Zuvörderst ist offensichtlich, dass es bei letzterer heissen muss „jedes Einzelnen, nicht „eines Einzelnen. . .“ Letzteres wäre nicht Anarchismus, sondern Despotismus, den Fr. Nietzsche allerdings irthümlich mit Konsequenz vertritt, der jedoch für erstliche Agitation nicht in Frage kommen kann. Wenn man sich dies klar macht, ändert sich aber überhaupt die Fragestellung. Es heisst dann nicht mehr kontradiktorisch: Will ich ausschliesslich und rücksichtslos mein grössterreichbares Glück oder will ich mein Glück nur soweit, als kein Anderer irgendwie chokirt wird? sondern es heisst: Wer soll mein Glück bestimmen, ich selbst oder Andere?

Diese Frage aufzuwerfen, heisst sie beantworten. Glück ist ein psychologisches Phänomen, ein Gefühlszustand, und deshalb eine der subjektivsten und höchstpersönlichen Erscheinungen, die es überhaupt giebt. Ein Urtheil oder gar eine Norm über Art und Grösse individuellen Glücks von einer „Gesamtheit“ bestimmen lassen wollen, ist eine Absurdität, die sich selber richtet. Jene Entscheidung kann sich also verständiger Weise nur beziehen auf die Vertheilung der Lebensgüter, wovon wir irthümlich Art und Grösse unseres Wohlbefindens abhängig denken. Irtümlich, sage ich, denn Glück und Wohlbefinden sind Beziehungsbegriffe. Es ist absolut kein „Glück“, sich satt zu essen oder sexuell zu bethätigen. Ob und inwiefern ich es als Glück empfinde, hängt ganz von meiner Konstitution, von meiner augenblicklichen Disposition, von der Art, Stärke und Dauer vorausgegangener Befriedigung oder Entbehrung etc. ab. Eine gleiche Vertheilung der Glücksgüter würde keineswegs gleiches Glück schaffen; eine solche kann deshalb nur aus dem Grunde und nur soweit angestrebt werden, als der homo sapiens sie in gleicher Menge und Art qua Nahrung, Schlaf, Wärme etc. zur Existenz nöthig hat, niemals um das „Glücksgefühl“ gleichmässig zu vertheilen. Schon die Gleichheit dieser Erfordernisse hört aber auf ziemlich niedriger Stufe auf. Soll vielleicht der süditalienische Lazzaroni „aus Gerechtigkeit“ ebensoviel Kalorien pro Tag zu sich nehmen, wie der schottische Bergmann? Oder soll er „aus Gerechtigkeit“, weil er weniger leibliche Nahrung braucht, den überschüssigen Rest nach Weltmarktpreis an Luxusbedürfnissen mehr befriedigen können? Es würde wohl beides die grösste Ungerechtigkeit sein. Und gar jene Neigungen und Bedürfnisse zu befriedigen, welche über die blossе Existenz hinausgehen, wird man schon wohl oder übel der Selbstinitiative der Einzelnen überlassen müssen. Aber das „menschwürdige Dasein“ ist für Alle gleiche Vorbedingung des Glücks. Dieses Allen zu garantiren, ehe ein Einzelner Anspruch auf höheres Glück machen kann, liegt im allgemeinen Interesse der Gesellschaft, kann von ihr autoritär durchgeführt werden? Möglich; aber einwandfrei auch keineswegs. Es ist ein ideologisches Mitleids- und Humanitäts-Prinzip und führt, wie alle diese, in der Praxis leicht zum „Miserabilismus“, zur gleichen und deshalb ungerechten Behandlung des Ungleichen, zur Erhaltung und Pflege des Kranken und Schwachen auf Kosten des Gesunden und Starken, zur Panmixie hoher und niedriger Varianten, zur Deterioration der Gattung, der Gesamtheit. Die soziologische Aufgabe des wirthschaftlichen Sozialismus ist aber meiner Ansicht nach *nicht* die Schaffung gleicher *Lebenslage* für Alle, um Allen das grösstmögliche „Glück“ zu gewähren, sondern die Schaffung gleicher *Entwicklungschancen* für alle, um -- ohne Rücksicht auf subjektive Glücksempfindungen -- den vollkommeneren Typus auf Kosten des unvollkommeneren auszubilden. Und dies wird ohne einen starken Tropfen kommunistischen und anarchistischen Oeles schwerlich angehen.

## 2. Das Prinzip der Organisation.

Kuroff polemisiert gegen die Möglichkeit einer sozialistischen Wirthschaftsordnung ohne Zwangsorganisation der Gesellschaft, d. h. ohne Staat i. w. S. denn, folgert er, „nur

bei Zwangsorganisationen, wo Niemand die Freiheit hat, den einmal übernommenen, vielleicht sehr verantwortlichen Posten . . . in jedem beliebigen Augenblicke zu verlassen und dadurch den ganzen Betrieb zu gefährden, wo also Jeder, der sich dergleichen „Freiheiten“ herausnimmt, genau wüsste, dass er von der Gesamtheit zur Verantwortung gezogen und bestraft werden würde, ist eine bis ins Einzelne planmässig geordnete, Ueberfluss schaffende Gesellschaftsarbeit möglich.“ Ohne Zweifel, Genosse Kuroff! Aber der ganze Satz enthält eine *petitio principii* in den Worten „einmal übernommen“, wenn nicht Gustav Landauer<sup>1)</sup>, so doch dem Anarchismus gegenüber. Dass die Individuen zwecks Gesellschaftsarbeit gegenseitige Pflichten übernehmen und diese Pflichten, die sie freiwillig, aber zum eigenen Vortheil übernommen haben, bis zur Kündigung zu erfüllen nicht nur durch ihr moralisches Bewusstsein, sondern auch durch die Scheu vor positiven Nachtheilen angehalten werden sollen, widerstreitet keineswegs dem anarchistischen Prinzip. Das Schwergewicht ruht darauf, dass Uebernahme und Kündigung dieser Pflichten in den freien Willen des Einzelnen gestellt ist, oder, wie das Zitat von Greulich es ausdrückt: „Das Individuum darf zu nichts verpflichtet werden, was seinem Willen, seiner Ansicht widerstrebt,“ weder durch seine zufällige Geburt als Angehöriger einer bestimmten Organisation, aus der es nicht austreten kann, noch durch einen Majoritätsbeschluss. Sich selber verpflichten kann es, soviel es mag. Weil es aber keinen Klassenstaat mehr giebt, bei dem ein Theil fast nur Rechte, ein Theil fast nur Pflichten hat, darum verpflichtet sich das Individuum nur dort, wo es durch Eintritt in die freie Organisation persönlichen Vortheil genießt, so dass der Fortfall dieses oder feindliches Reagiren der freien Organisation vermuthlich schon genügend abschrecken würde, und eine Strafe im heutigen Rechtssinn, seitens der Gesamtheit, d. h. des Staates völlig überflüssig würde. Glaubt Genosse Kuroff, dass solche Organisation der genügenden Festigkeit entbehren würde? Nun, unsere gesammten Unternehmer-Verbände, Ringe, Syndikate und wie sie sich nennen, ruhen lediglich auf solcher freiwillig konventioneller Regelung; kein Richterspruch kann den säumigen Kapitalisten anhalten, seinen eingegangenen Verpflichtungen nachzukommen, geschweige ihn zu bestrafen, und ich denke, unsere Arbeiter spüren es, dass diese Konventionen genügend fest sind. Und ebenso ist es auf vielen anderen Gebieten, z. B. mit dem Chekwesen, dem Warrantssystem etc. Das Selbstinteresse aller Berufsgenossen an der Integrität der Institution lässt Treu und Glauben als genügende Fesselung der Betheiligten erscheinen. Und nicht nur auf wirtschaftlichem Gebiet ist es so. Welches Gesetz zwingt die Kuleurstudenten, sich dem Terrorismus ihrer Korporationen, welches die höhere Tochter, sich sklavisch dem Zwange der bürgerlichen Moral, welches den Cavalier sich der das Leben aufs Spiel setzenden Unsitte des Duells zu beugen? Kein anderes als die Gewalt der Erziehung und Tradition, die Macht des allgemeinen Beispiels, die Furcht vor dem Verlust der Achtung, die Aussicht, aus dem Kreise der Genossen ausgestossen zu werden. Wenn dies in unserer Raubthierkultur mit ihren starken Kollisionen zwischen Normen und Trieben schon genügt, um wie viel mehr in einer freien sozialistischen Gesellschaft!

### 3. Der Eigenthumsbegriff.

Kuroff geht meines Erachtens von zwei falschen Voraussetzungen aus: Erstens behandelt er das „Eigenthum“ als eine Thatsache, ein reales Ding, während es — ebenso wie das „Glück“ — blos ein Beziehungsbegriff ist. Zweitens ist er in Unklarheit über das Verhältniss des Staats zum Eigenthumsbegriff. Nicht die Aufhebung, sondern die Setzung des Eigenthums braucht den Staat. Ohne die Voraussetzung des Staates ist ein Entstehen von Privat- oder Gemein-Eigenthum undenkbar. Ein Gesammt-Eigenthum aber im weitesten Sinne ist überhaupt kein Eigenthum mehr, sondern herrenloses Gut; die Behauptung, dass der Sozialismus den Eigenthumsbegriff voraussetzt, ist — wenn eben nicht Staaten-Sozialismus gemeint ist — so falsch, dass das gerade Gegentheil wahr ist. Nicht durch staatliche Beschlagnahme, sondern nur durch Herrenloserklärung aller Produktionsmittel kann eine internationale sozialistische Wirth-

<sup>1)</sup> Ich habe den Landauer'schen Artikel augenblicklich nicht in Händen, kann daher diesem gegenüber nicht Stellung nehmen.

schaftsordnung geschaffen werden. Fürchtet Genosse Kuroff, dass ein böser Anarchistenbube bei Mangel an Zwang und Strafe das Eigenthum wieder einführen könnte? Dann soll er mir doch erst einmal klar machen, auf welche Weise er sich das vollziehbar denkt, wenn keine Staatsgewalt ihm schützend zur Seite steht. Denn „x ist mein Eigenthum“ bedeutet ja nicht: „x kann faktisch von Niemand ausser mir benutzt werden“, sondern: „Jeder, der x benutzt, wird vom Staate bestraft, nur ich bleibe straflos.“ Nehmen wir ein Beispiel aus der Gegenwart! Das Meer ist herrenloses Gut; nehmen wir an, Y. erklärt 10 Kilometer des Meeres für sein Eigenthum und verbietet allen Anderen, daselbst zu baden. Folge: Er wird ausgelacht. Er umgiebt es mit einem Zaun auf allen vier Seiten; der nächste beste Badelustige reißt ihn um. Y. rast und droht. Die Menschen laufen zusammen und fragen ihn, ob er nach der Kaltwasserheilanstalt wünscht. . . . Man kläre mich darüber auf, auf welche Weise, sei es mit List oder Gewalt, ein Anarchist im staatenlosen Zustand eine Fabrik, ein Bergwerk, einen Acker als „Eigenthum“ in Besitz nehmen kann, und ich bin bereit, mich zu bekehren. Werden etwa, wenn er sich bis an die Zähne bewaffnet ins Komtoir einer Möbelfabrik setzt und sagt: „Jetzt bin ich Kapitalist und schiesse Jeden über den Haufen, der mich nicht anerkennt,“ werden deshalb die fertiggestellten Möbel von selbst in seine Wohnung tanzen oder sich weigern, ins städtische Magazin zu spazieren? Oder werden die 500 Arbeiter, die sie anfertigen, deshalb für ihn hungern? Und was nutzt ihm das? Und was fängt er wirklich mit den Möbeln an, wenn Niemand da ist, der sie ihm für blankes Geld abkauft? Nicht „freiwilliger Pflichter und selbstaufopfernde Energie“ sind es, die die freiheitlich sozialistische Gesellschaft aufrecht erhalten werden, sondern schlichtes Selbstinteresse und platte Unmöglichkeit, sich ihr zu widersetzen.

## Kaiser oder Galiläer?

Von

Ria Claassen

(Zürich).

Ibsen hat vor Kurzem wieder gesprochen, und er hat ein neues Wort gesagt zu der ewig in ihm bohrenden Frage. Und das ist für viele weit mehr als ein litterarisches Ereigniss! Zu sehen, wie der alte Wecker und Mahner, dem Hunderte von Schlafenden und Erschlafften jedes Landes und jedes Geschlechtes, einen Antrieb zu geistigem Dasein verdanken, aus dem Druck der eignen „idealen Forderung“ herausringt, um noch für sich und seine Zeit einen Strahl von der Sonne zukünftiger „Lebensfreudigkeit“ zu erhaschen, das ist — um mit Hilde Wangel zu sprechen — so „entsetzlich spannend“, dass das „Wie“ des Kunstwerks gleichsam zusammenschrumpft gegenüber dem brennenden Interesse an dem „Was“. Was hat er uns zu sagen? Welchen neuen Ausweg hat er gefunden aus all dem Wirrsal der Zeitgedanken, die er wie wenige bis zu ihrem letzten Ende zu denken verstand? Wem je ihr Zwiespalt die Seele blutig gerieben hat, der kann bei Ibsen diesen Zwiespalt in seiner Tiefe und Wesenheit begreifen lernen und daraus die Linderung

<sup>2)</sup> Es ist ebenfalls irreführend, zu sagen, dass „der wahre Sozialismus Verstaatlichung im Interesse Aller, der Staatssozialismus aber Verstaatlichung im Interesse einiger Weniger ist“. Vielmehr verstehe ich wenigstens unter Staaten-Sozialismus die Erweiterung des Privateigenthums zu einem Eigenthum demokratisch oder sonstwie veralteter abgeschlossener Staatsgebilde, die sich eventuell gegenseitig ihr Eigenthum wegnehmen können, unter freiheitlichem Sozialismus die Vernichtung des Eigenthumsbegriffs überhaupt durch Versagung jedes Schutzes für Eigenthums-Prätendenten.

ziehen, die alles von der Schranke des Zufällig-Heutigen Befreite in sich trägt. Denn Heilung, Lösung — wer vermöchte sie schon zu geben?

Und nun scheint es, als wolle Ibsen in seinem neuesten Werk, „John Gabriel Borkman“, den gordischen Knoten, den er so lange schon zu entwirren sucht, mit einem letzten Schwertschlag einfach zerhauen, — ich meine jenen gordischen Knoten, den er sich um das Selbst des Einzelmenschen von heutzutage schlingen lässt. Denn das zeigt uns Ibsen: wer sein Selbst ausleben will auf dem Boden absoluter Wahrheit, Freiheit und Ganzheit, mit der unerbittlichen Forderung des „Alles oder nichts“ an sich und alle andern, der scheitert an der Menschennatur so grausam wie Brand, und erreicht nichts als ein Leben in nutzlosen Opfern und Qualen und einen einsamen Tod in eisstarrer Felswüste unter dem Donnerwort von oben: „Er ist deus caritatis!“ Wie also sein Selbst bewahren? Durch einfaches Wegschreiten über alle Hindernisse, ohne überhaupt um sich zu blicken? Aber dabei geht das wahre Selbst nun ganz und gar in Trümmer. Das muss Peer Gynt erfahren, der phantastisch-wilde Träumer aus den norwegischen Haiden, der seinem erträumten Kaiserberuf durch Dick und Dünn nachspringt, ihm gleich, ob mit reinen oder unreinen Füßen. Er muss es erfahren vom Dovrealten, dem Repräsentanten der alten, rohen Trollmächte, dass er durchaus nicht nach dem Menschengrundsatz: „Sei Dir selber treu!“ gelebt habe, sondern nur nach ihrem, der Trolle Wahlspruch: „Sei Dir selbst genug!“ Und nun wird er am Ende seines Lebens nur als Rohstoff befunden, der wieder umgegossen werden muss zu neuen Formen, und durchaus nicht als „Selbst.“

Der starre, aber opferfreudige, heroische Individualismus, der alles an seinem Maasse messen will, scheitert, und die lebensfreudige naive Selbstsucht betrügt sich selbst. Aber freilich! jenem fehlt es an der Sonnenfreudigkeit, ohne die der Mensch verkümmert, wie die Pflanze ohne Licht, und dieser — an Würde! Es muss eine Selbstberechtigung geben, in der beides verschmolzen ist. Und ist beides nicht verschmolzen in der Schönheit? Hat die Schönheit nicht immer Recht, wo sie auch erscheint? In ihrem Namen tritt Julian Apostata in Ibsen's grossartigstem, gedankentiefstem Werk, in „Kaiser und Galiläer“ auf. Aber auch er muss es erfahren, dass er als Selbst nichts galt im grossen Schicksalsbuch, und dass sein Beruf im Leben nur seine „Schuld“ gegen einen andern war, ein Mittel zu höherem Zweck. Denn das, wogegen er sein Selbst bewahren will, das ist das neue, das übermächtige Weltprinzip, das keine Lehre ist, sondern ein unbesiegbarer „Zauber, der die Sinne gefangen nimmt“: Der Galiläer ist in die Welt getreten. —

Vergeblich hat Julian sich gewunden unter dem unlöslichen Widerspruch des Wortes: „Gieb dem Kaiser, was des Kaisers ist — und Gott, was Gottes ist“ — beide haben ja Alles zu fordern. Vergeblich rast er, da er das „Unvereinbare“ nicht vereinen kann, gegen „diesen räthselvollen, diesen schonungslosen Gottmenschen“, dem leben nichts heisst als sterben, durch den das Menschliche ein Unerlaubtes geworden ist auf Erden. Umsonst durchhaut er „den Nebel der Furcht“, der „Gespensterfurcht“, damit sein das Reich sei, und nicht Gottes: zusammen ist ja kein Raum auf der Erde für Kaiser und Galiläer. Umsonst alles das! Denn wie „die neue Wahrheit nicht länger wahr“ ist, so ist auch „die alte Schönheit“, zu der er nun zurückgefallen ist, „nicht länger schön“. Auch der Kaiser kann ihr nicht gebieten, wieder

aufzuerstehen von den Toten, und wenn er Dionysos herbeiruft, dass er „seine schwellende Herrlichkeit auf die Geister senke“ und „die Seelen mit seinem heiligen Sturmbräusen erfülle“: „Leben, leben, leben in Schönheit“! — so schaudert es ihn nur vor der „stinkenden Unzucht“. Und welche Ironie! Er selbst, der Priester der Schönheit, er forscht nach ihr, „Tinte an den Fingern, Bücherstaub im Haar, ungewaschen“! — Ja, er fühlt es: „Es muss eine neue Offenbarung kommen, oder eine Offenbarung von etwas Neuem“, und er möchte ihr Messias sein. Aber er ist der Auserwählte nicht. Die Zeit ist noch nicht da für das „dritte Reich“ und darum ist sein Beruf im Leben eben nichts weiter als seine Schuld gegen den Galiläer, den er, statt ihn zu vernichten, in seiner Macht über Sinn und Willen der Menschen nur von Neuem offenbaren hilft. „O Sonne, Sonne, warum betrogst Du mich?“ gelt sein Todesschrei. Den Herrscher des dritten Reiches, den „Zweiseitigen“, in dem Kaiser und Galiläer untergehen werden, wie das Kind untergeht im Jüngling und dieser wieder im Mann, den „Kaiser im Reiche des Geistes und Gott in dem des Fleisches“, ihn meint Julian, wenn er den Galiläern zuruft: „Das Kreuz, an dem Ihr Euren Trost aufhängt, will ich in eine Stiege umzimmern für ihn, den ihr nicht kennt . . . Den Rücken dem Abendroth zugekehrt, Galiläer! Blickt gen Osten, gen Osten, wo Helios träumt. Wahrlich ich sage Euch, Ihr werdet den Sonnenkönig der Erde schauen.“ Dort, wo „Weg und Ziel eins sind“, „dort soll ein neues Geschlecht in Schönheit und Gleichgewicht hervorgehen über die Erde; dort, Ihr schriftgebundenen Zweifler, soll das Kaiserreich des Geistes begründet werden!“

Aber Ibsen ist nicht lange ein träumender Prediger des Zukünftigen. Den Weg, den Weg für uns, die Jetztlebenden! Diese Quadratur des Zirkels will er ergründen. Unbezwänglich ist die Lebensbegier unseres Selbst, denn „die neue Wahrheit ist ja nicht länger wahr.“ Wie „Gespenster“ gehen ihre Forderungen in uns um: „allerhand alte, todte Ansichten, und aller mögliche alte Glaube und dergleichen; es lebt nicht in uns, aber es steckt in uns, und wir können es nicht los werden.“ Oder wie die weissen Todtenrosse auf Rosmersholm, wo die Toten so lange an den Lebenden hängen. „Ja, die, die dahin sind, die lassen uns nicht ruhen, weder bei Tag noch bei Nacht“, klagt Alfred Allmers in „Klein Eyolf“, und in der Zeit seiner grössten Seelenqualen will er im Traum „Einen, an den er nicht glaubt,“ loben und preisen, weil er sich von allem Leid befreit geträumt hat. Rebekka West, diese auf Rosmersholm eingedrungene freie Wildnatur, spricht es aus, nachdem sie die Einwirkung der Rosmerschens Lebensauffassung an sich selbst erfahren hat: „Sie adelt, — aber sie tödtet das Glück.“ Und ebenso fühlt Rita („Kleine Eyolf“) in ihr einen Uebergang zu höherem Dasein, „aber das ganze, ganze Lebensglück geht dabei verloren“. Ja, das ist es eben! Auch der Freigeborene vermag sein frisches, sieghaftes Lachen, seinen muthigen, freien Willen, das starke, selbstberechtigter Begehren aus alledem nicht herauszuretten! Das heitere Ziel wird durch die galiläische Dunstwolke zum „Unmöglichen“ vezerrt, das zugleich lockt und abtödt. Es ist nur ein „lockendes Grauen“ zu ihm hin. „Die alte Schönheit ist ja nicht länger schön.“

Und die dennoch nicht von ihr lassen können, die zeichnet Ibsen in immer komplizirteren und immer interessanteren Typen. Besonders in seinen Frauen ist es stark, das „lockende Grauen“. Und auch die grössere Trägik des

Schicksals ist auf ihrer Seite, weil die galiläische Forderung stärker an sie herantritt als an den Mann. Fast immer aber steht neben diesen heidnisch — freien Naturen das Weib mit der ausgeprägten galiläischen Liebesfähigkeit, zumeist als die schwächere, weniger zukunftstüchtige Rasse. So steht neben Hjördis in der „Nordischen Heerfahrt“ Dagny, neben Nora Frau Linden, neben Rebekka West die todte Beate, neben Hedda Gabler Thea Elvstedt, neben Hilde Wangel im „Baumeister Solness“ Kaja Fosli, neben Rita in „Klein Eyolf“ Asta. — Rebekka West, die über die Leiche einer Unschuldigen hinweg nach ihrem Ziel schreitet, das sie dann, geädelt und entnervt durch die Rosmersche Lebensauffassung, nicht mehr zu ergreifen wagt, ist die grossartigste Vertreterin der ersteren Gattung. Ueber ihr liegt es noch leuchtend wie ein Hauch altnordischer Grösse. Sie stammt noch unmittelbar ab von jener grausig schönen Hjördis-Brunhild der „Nordischen Heerfahrt“, die den weissen Gott nicht erwarten will, weil sie fühlt, dass ihre Schönheit durch ihn zu Grunde geht. Und als sie, entsagend und gebeugt unter der Hand des Galiläers, sich selbst vor dem Geliebten moralisch zerfleischt, um ihm die „frohe Schuldlosigkeit“ wiederzugeben, als sie ihm „freudig“ ihr Leben opfern will, damit er seinen Glauben an sich und die Menschen wiederbekomme, welch' übergrosse schauerliche Willenskraft noch in allem, welch' trotziger feierlicher Ruhe über dem Entsetzlichen! Die Kaiserkrone funkelt noch in mattem Glanz von ihrem Scheitel, selbst als sie im Staube liegt zu des Galiläers Füssen. Darum vermag sie Geist von ihrem Geist in die zarte Seele Rosmer's eindringen zu lassen; darum ist der feinfühligste Mann im Stande, sich zu dem brutal-grossartigen Verlangen nach ihrem Tode zu erheben, und darum kann er sagen, als sie miteinander in den Tod gehen? „Wir beide folgen einander, Rebekka, ich Dir und Du mir!“

Was aber ist aus ihr geworden in Hedda Gabler, die noch alles will, aber nichts mehr wagt, — in feiger Furcht vor dem Schrecklichsten, dem „Skandal“, — und zu deren Verzweiflung das Komische, Niedrige und Lächerliche sich wie ein Fluch über alles legt, woran sie nur rührt? In Hedda Gabler; die in der sie umgebenden Altantenne Luft von Lavendel und getrockneten Rosen nur noch den einen Beruf in sich fühlt, „sich zu Tode zu langweilen“, und die ihre Wildvogelnatur nicht anders mehr zu bethätigen weiss, als „nur so dazustehen und in die blaue Luft zu schiessen“ — wenn sie nicht gerade aus tödtlicher Langweile mit dem Lebensschicksal anderer Menschen spielt und es mit ihren zarten Fingern zerpfückt. Ja, andere sollen „in Schönheit sterben“, um sie die Schönheit erleben zu lassen. Doch sie erlebt sie trotzdem nicht. Wen vermöchte sie auch dahin zu bringen, ihr zu folgen? Sie ist keine Rebekka mehr. Aber ein Wildvogel, das ist sie dennoch, denn zu sterben versteht auch sie, ungebeugt zu sterben, als das Maass ihres Ekels gefüllt ist.

Eine neue interessante Variation ist Hilde Wangel, das Pflegekind der Frau vom Meer, — jener im seichten Brackwasser Gezähmten, für die ein Entschluss in Freiheit und eigener Verantwortung genügte, um das „lockende Grauen“ in sich zu tödten. Aber der jungen Hilde muss sie es doch zu suggeriren verstanden haben, denn diese geht hin zu Baumeister Solness und fordert in naiver Keckheit das Königreich von ihm, das er ihr einmal versprochen hat, als sie noch ein Kind war: „Heraus mit einem Königreich, Baumeister! Das Königreich hier auf den Tisch!“ Was geht sie im Grunde alles Uebrige an? „So albern“, meint sie, „dass einer nach seinem eigenen Glück nicht greifen

darf. Nach seinem eigenen Leben nicht! Bloss weil Jemand dazwischen steht, den man kennt!“ Und so kindhaft unerbittlich ist sie in der Einforderung ihres Ideals, dass der Unglückliche, dessen Wollen ja nur gross ist, und dessen „kränkliches Gewissen“ ihn die steten Opfer dieses Wollens nie verwunden lässt, ihr zu Liebe das „Unmögliche“ thut und daran stirbt. Aber er stirbt doch in Schönheit — sie hat doch etwas von dem Wunderbaren bekommen, auf das Nora vergeblich wartete. So scheint sie selbst stärker als Rebekka; aber es ist nur die Blindheit der Jugend in ihr, die sie so stark macht, und — die geringere galiläische Ansteckungsfähigkeit in ihrem Helden.

Und dann, nach der raffinierten und nach der naiven Selbstsucht in Hedda und Hilde, zeigt uns Ibsen in Rita Allmers die absolute Würdelosigkeit der begehrenden Ichnatur, wenn sie zu fleischgebundener Sinnlichkeit herabsinkt, — zu einer Sinnlichkeit, die nichts weiss von dem „Gesetz der Umwandlung“, sodass sie ihre eigene Frucht nur als ein Hinderniss ihrer freien Entfaltung empfindet. Klein Eyolf ist ja im Hause seiner Eltern im Grunde nichts anderes, als eins jener armen, kleinen, unbequemen Hausthiere, „die so hartherzig gehasst und verfolgt werden.“ Darum verfällt er der todbringenden Gewalt der Rattenmamsell. Aber die freigewordene Bahn wirklich zu benutzen, das vermögen weder Rita noch Alfred Allmers; dieser nicht, weil die Qualen der Reue seine schon vorher gefühlte Unfähigkeit und Schwäche nur noch steigern, und Rita nicht, weil die Reue sie dem Gesetz der Umwandlung nun doch unterwirft. Sie vermag es so wenig, auf der nun freien Bahn vorwärts zu schreiten, wie es Rebekka vermochte: Aber freilich nicht, wie diese, einer Erhöhung, einer Verfeinerung ihrer Natur wegen. Einzig und allein aus Gebrochenheit und Feigheit beugt sie sich dem Galiläer, dem alle ihre Triebe widerstreben, und selbst an ein glückloses Leben voll Reue klammert sie sich noch an. „So erdgebunden“ ist sie! —

Nein, in all diesen Menschen ist keine Schönheit mehr. Sie können nicht lachen, sie kennen nicht die „Freude, die die Sinne adelt.“ Ihnen allen fehlt die „stille, frohe Schuldlosigkeit“, von der Johannes Rosmer spricht. Keiner von ihnen ist ein Auserwählter des dritten Reiches, der „Glücklichsten“ einer, die spielend und ahnungslos die grössten Thaten vollbringen. Und doch ist es der glimmende Freiheitsfunke in ihnen, aus dem die Zukunftshoffnung Ibsen's allein Nahrung saugt. Denn die ändern alle, die Schwächgeborenen, die durch die neue, unwahr gewordene Wahrheit Entnervten, die leben ja überhaupt nicht, weil nicht nur die Kraft, weil selbst ihr Wille todt ist. Die geben ihr Selbst allen Winden preis; nicht einmal um Glück — Glück ist ja nichts als „in Uebereinstimmung mit sich selbst sein“, — nur um Ruhe, die sie wie Glück empfinden. An ihrer indifferenten Halbheit geht Brand zu Grunde, weil er an den „Willensquell“ in ihnen geglaubt hat; ihnen als der „kompakten Majorität“, erklärt der Volksfeind Doktor Stockmann den Krieg bis auf's Messer, und ihnen weicht endlich mit traurigem Lächeln Gregor Werle, seine Bestimmung erkennend, immer und überall nur „der Dreizehnte“ sind zu gefährlich für sie; aber auf den sanften Hängen der „Lebenslüge“ vermögen sie, langsam und sicher, vorwärts zu kommen. So ist die „Wildente“ der Sarg geworden, in dem ein hoffensstarker Streiter seinen Glauben an die Menschen von heutzutage eingeschlossen hat. Die heroische Liebes-

that der kleinen Hedwig, mit der sie in den Tod geht, ist eben die That eines Kindes. Und überhaupt bleibt ja in den Frauengestalten Ibsens immer noch ein Rest jener liebesfähigen, zerstörungstüchtigen, oder genussgierigen Lebenskraft stecken, wo der Mann bei ihm in Philisterthum oder Schwäche gänzlich untersinkt.

Es ist, als hörte man Ibsen selbst in dem entsetzlichen, todestraurigen Hohn Ulrik Brendel's („Rosmersholm“), dieses geistigen Epikuräers, der sein Leben lang heimlich für sich geschwelgt hat in seinen Geistesschätzen, und dem diese sich, als er sie endlich hervorholen will zum Nutzen Aller, in der Hand zu Staub verwandeln, weil Niemand ihrer bedarf. „Peder Mortensgord ist der Häuptling und Herr der Zukunft“, sagt er zu Johannes Rosmer; „niemals habe ich vor einem grösseren Antlitz gestanden. . . . Peder Mortensgord ist im Stande, das Leben ohne Ideale zu leben. Und das — siehst Du — das ist gerade das grosse Geheimniss des Handelns und des Sieges. Das ist die Summe aller Weltweisheit. Basta!“ Und es liegt wohl deshalb auf Ulrik Brendel's Idealen solch ein trügerisches Licht wie von Lebenslüge, weil Ibsen seine eignen Ideale so trügerisch geworden sind.

Doch Ulrik Brendel belügt sich nicht weiter, als er einmal klar gesehen hat, und er geht ohne Schwanken in die „dunkle Nacht“ hinaus, während Hjalmar Ekdal“ geduckt wieder zurückkriecht an den warmen Herd, um nun erst recht in seine Lügenträume sich einzuspinnen. („Wildente.“) Und nach diesem letzten schon so vollkommenen Typus hat Ibsen die Art des von Natur schwachen Menschen immer trostloser ausgebildet.

Von Johannes Rosmer, den nur die arglose Güte seines Charakters schwach macht, sinkt sie in Eilert Lövborg zu dem haltlosen, intelligenten Lüstling, der nur noch am Schürzenbände der zarten kleinen Thea Elvstedt vorwärts kommt. Ihr feinsten Vertreter aber ist Alfred Allmers, in dem alle menschliche Schwäche aus ihren hundertfachen Hüllen von Scham und Selbstbetrug herausgeschält und blossgelegt erscheint. Wo immer er ein Mäntelchen von Entsagung und selbstloser Liebeshätigkeit um sich zieht, da entdeckt er es, dass er nur entsagt, wo er zu schwach ist, Besitz zu ergreifen. Er weiss es ja selbst, dass es gar nicht die Liebe ist, die ihn dem Gesetz des Galiläers unterwirft, und dass er sich, wie Rita, nur einschmeicheln will bei den „grossen offenen Kinderaugen“ des ertrunkenen Opfers und bei den „Gipfeln, den Sternen und der grossen Stille.“ —

Von Alfred Allmers hat nun Ibsen den merkwürdigen Sprung gethan zu John Gabriel Borkman, gleichsam von einem Ende der menschlichen Psyche zum andern! Statt der weichen, schlaffen Sommerluft in „Klein Eyolf“ die herbe Winterkälte und das nächtlich matte Schneelicht in „John Gabriel Borkman!“ Eine andere Welt! Die alte trotzige nordische Welt mit ihrer schwerfälligen Starrheit und ihrer verborgenen Kraft!

Die beiden Zwillingschwestern, die beim Beginn des Stücks so starr und feindlich sich gegenüberstehen in eisgrauen Haaren, die den Hass ihrer Jugend, als sie um denselben Mann rangen, mit hinübergenommen haben ins Alter, wo sie den Kampf um die Seele des Sohnes führen — sie stehen da wie die wiederauferstandenen feindlichen Pflegeschwestern der „Nordischen Heerfahrt“: Hjördis-Brunhild und Dagny-Krimhild. Und John Gabriel und sein Sohn Erhard, sie sind wie zwei auseinandergefallene Theile der Siegfriednatur:



der eine Siegfried der Herr des macht- und glückbringenden Hortes — John Gabriel hat ja Macht über die „schlummernden Geister“ des Goldes —, und der andere Siegfried der sorglose Knabe, frei von allen Gespenstern des Abgelebten, leicht, rücksichtslos, unbekümmert!

Warum schliesst Ibsen so plötzlich den Ring in der Richtung nach seiner eigenen Jugend zu, sich weit wewendend von den unsäglichen Bitterkeiten seiner Lebenserfahrungen, die ihn zuletzt so ausschliesslich beherrschten? Ist er nun doch nicht im Stande, „das Leben ohne Ideale zu leben“, und ist John Gabriel Borkman endlich der Auserwählte des dritten Reiches, der da kommen soll, so lange schon? Fast könnte es scheinen auf den ersten Blick. John Gabriel, der Mann mit dem eisigkalten Willen zur Macht, der sie doch nur liebt, um „Menschenglück zu schaffen, weit, weit um sich herum“ — in dem ist ein Stück Kaiser und ein Stück Galiläer, jedes in seiner ursprünglichen unentstellten Art; also die Vereinigung des „Unvereinbaren“. Ein Kaiser ohne die Beschränkung auf das Selbst und ein Galiläer — ohne die Liebe! Aber zugleich findet man in dem Starken, der Alles nach seinem eigenen Glückmassstab glücklich zu machen meint, und der doch nur Kaiser ist in dem selbstgeschaffenen Traumlande seines Lebens, ein Stück „Brand“ wieder und ein Stück „Peer Gynt“, etwas vom Heiligen und etwas vom Narren. John Gabriel hat einst seinem Durst nach der Macht und der Herrlichkeit das Weib geopfert, das er liebte. Auch Brand und Peer Gynt thaten das, der eine in heroischem Opfermuth, der andere in gedankenlosem Leichtsinne. Und wie bei beiden am Ende ihres Lebens das Prinzip der erbarmenden Liebe sich siegreich erhebt: „Er ist deus caritatis“ — auch Peer Gynt findet ja Ruhe zuletzt im Schosse der mütterlich liebenden Solveig —, so auch hier, nur noch in viel bedeutsamerer und einschneidenderer Weise.

John Gabriel, der in all seinen Plänen und Zielen Gescheiterte, der lange Jahre hindurch wie ein „kranker Wolf“ in seinem Käfig plan- und ziellos hin- und hergewandert ist, der geht nämlich noch einmal hinaus in die „eiserne, baumlose Wirklichkeit“, neuen Zielen zu, und die betrogene Geliebte seiner Jugend folgt ihm. Er geht auf die Höhen, die das Erz umschliessen, welches zum Licht zu erlösen er sich berufen glaubt.

Und oben überkommt ihn wieder völlig das alte berauschende Machtgefühl, als er die dunklen Bergketten im Schneelicht sich aufthürmen sieht rings umher: sein „tiefes, endloses, unerschöpfliches Reich!“ „Es haucht einen aber so eisig an von dem Reiche her!“ klagt seine Begleiterin. Und er entgegnet: „Der Hauch wirkt auf mich, wie die Lebensluft. Der Hauch weht mir entgegen wie ein Gruss von unterthänigen Geistern. . . Ich will es Euch zuflüstern hier, in der Stille der Nacht. Ich liebe Euch, die Ihr scheidet daliegt in der Tiefe und im Dunkel! Ich liebe Euch, Ihr lebenheischenden Werthe — mit all Eurem glänzenden Gefolge von Macht und Herrlichkeit! Ich liebe, liebe, liebe Euch!“ Da bäumt die Betrogene sich auf, zu Tode verwundet, — sie, an der er die grosse Todsünde begangen hat, die geheimnisvolle Sünde der Bibel, für die es keine Vergebung giebt: „Du hast das Liebesleben ertödtet in dem Weibe, das dich liebte. Und das Du wieder liebtest. Soweit Du überhaupt lieben konntest. Und darum prophezeie ich Dir, — John Gabriel Borkman, — niemals wirst Du den Preis gewinnen, den Du für den Mord verlangtest. Niemals wirst Du den Siegeszug halten in Dein kaltes, dunkles Reich!“

Wie ein Keulenschlag wirkt es auf ihn. Eine eiskalte Erzhand presst sein Herz zusammen, bis es für immer stille steht, inmitten seines schnee-erstarren nächtlichen Reiches. Es war die Kälte, die ihn tödtete“, sagt die treue Wächterin an seiner Leiche zu der nachgeeilten Schwester. Aber diese schüttelt den Kopf: „Die Kälte, sagst du? Die Kälte, die hatte ihn schon längst getödtet.“ „Ja“, nickt die andere dazu, „und uns Zwei in Schatten verwandelt“.

Hat sich da nicht wieder riesig und gespensterhaft, in unerbittlicher Alleinherrschaft, die bleiche Gestalt des Galiläers erhoben an der Leiche des Kaisers über das Reich der Macht und der Herrlichkeit? Scheint sein Finger nicht unentrinnbar auf John Gabriel zu deuten: Nicht auf den kalten Willen kommt es an — nur wer sie liebt, vermag die Menschheit zu erlösen, und darum, John Gabriel Borkman, wirst Du niemals eingehen in Dein kaltes, dunkles Reich? Und so wäre denn alles wieder vergeblich gewesen, und der „schonungslose Gottmensch“ stände da im alten sieghaften Triumph? Aber nein! da ist noch ein anderes. Auch vor dem jungen Erhard hat er sich erhoben und die Hand nach ihm ausgestreckt, in Gestalt der Mutter, der Pflegemutter und des Vaters, die ihn alle für sich haben wollen, jedes auf seine Weise. Und was thut Erhard? Mit einem einzigen Sprung weiss er all den ihm gelegten Schlingen zu entschlüpfen. Nein, er kann nur sein eigenen Leben leben, und alles andere kann ihn nicht kümmern. Er fühlt, dass er in all der Stubenluft rein ersticken muss: „Denn ich bin jung! Niemals zuvor habe ich gewusst, dass ich's bin. Jetzt fühle ich's aber, wie's mich heiss durchströmt. Ich will nicht arbeiten! Bloß leben, leben, leben!“ Und wofür will er leben? Ganz einfach, für's Glück, für das „grosse wundervolle Lebensglück.“ Das ist der Schwertschlag, von dem ich vorhin sagte, dass Ibsen mit ihm seinen gordischen Knoten zu durchhauen scheint. Und ist es nicht sonderbar, dass er John Gabriel, der um anderer Leute Glück besorgt ist, an der Kälte sterben lässt, während Jung-Erhard, der nur sein eignes Glück erhaschen will, der Wärme zueilen darf, ohne die er nicht leben zu können meint? Die Jugend, die Schönheit und das Talent, die fahren in dem Schlitten mit Silberschellen durch die graue nordische Winternacht nach Süden, der Sonne entgegen, und sie merken es garnicht, dass sie dabei den armen, alten, heimlichen Dichter überfahren, der ihnen, weil er sein eigenes Kind mit im Schlitten weiss, mit glücklichem Lächeln nachsieht.

Das ist die letzte Antwort auf die alte Ibsenfrage, wenn man es eine Antwort nennen will. Es ist keine Lösung, es bedeutet ja eine Flucht, — eine Flucht aus der „eisernen, traumlosen Wirklichkeit“, in der wir zwischen Kaiser und Galiläer erbarmungslos hin- und hergezerrt werden. Aber da wir eben doch das „Glück“ brauchen, — wir, die wir leben, ehe das „dritte Reich“ gekommen ist, — so könnten wir wohl einmal mit Arne Garborg fragen, warum wir uns durchaus von dem Worte „Illusion“ erschrecken lassen sollen? Es ist gar kein so schlimmes Wort, wenn man nicht ganz und unrettbar darin untersinkt. Es hilft uns einstweilen, den Kaiser wie den Galiläer zu vergessen. Und indem es das thut, vermögen wir erst in dem ruhigen Wonnegefühl des Glaubens, der über alles Wissen geht, dem alten Kaiserworte Julian's zu lauschen: „Den Rücken dem Abendroth zugekehrt, Galiläer! Blickt gen Osten, gen Osten, wo Helios träumt. Wahrlich, ich sage euch, Ihr werdet den Sonnenkönig der Erde schauen!“

# Die Lage der Lohnarbeiterinnen in Wien.

Von

Therese Schlesinger-Eckstein

(Wien).

Eben ist in Wien ein Buch erschienen, das nicht nur für Studien über die Lebensverhältnisse der arbeitenden Klasse ein wichtiger Behelf sein wird, sondern das auch alle Freunde einer ernsten und werthvollen Lektüre anziehen muss. Die Sozialwissenschaft und die Philantropie, die Politik und die Agitation wird sich aus diesem Buche Stoff und Belehrung holen können. Ich meine das Protokoll der Frauenarbeits-Enquête\*), die im vorigen Jahr abgehalten wurde.

Es wurde für die Veröffentlichung nichts Wesentliches an der stenographischen Aufnahme geändert. Nur die immer wiederkehrenden Fragen und formellen Bemerkungen blieben weg und die Namen der meisten Arbeiter-Experten wurden durch Nummern ersetzt. So wie in der Leitung und Durchführung der Enquête von bureaukratischem Sinne oder pedantischer Wichtigthuererei keine Spur war, so ist auch von den Herausgebern des Protokolls keiner der Aussagen etwas von ihrer individuellen Färbung geraubt worden. Darum ist auch dieses Buch geeignet, die lebenswarmen Bilder, die während jener Sitzungen in zwanglosen Gesprächen vorgeführt wurden, getreulich und anschaulich wiederzugeben, und wie ich hoffe durchaus nicht nur für Denjenigen, der den Sitzungen beigewohnt hat.

Für diesen freilich hat das Buch etwas ganz besonders Lebendiges. Sie steigen wieder vor seinen Augen auf, die bleichen, ärmlichen und verhärmten Frauengestalten, deren Alter sich nach dem Aussehen nur selten annähernd bestimmen lässt, und wieder hört er ihre gedämpften Stimmen, die nur lauter werden, wenn Schmerz und Erbitterung aus ihnen spricht, aber das ist selten. Gewöhnlich gaben jene Frauen im gleichgiltigsten Tone Auskunft über ihre traurigen Lebensverhältnisse, fast als sprächen sie von denen anderer, ihnen ganz fremder Menschen. Doch manchmal schien es, als wenn dieselbe Frau, die erst gleichgiltig und einsilbig auf die an sie gestellten Fragen geantwortet hatte, im Laufe des Gespräches, das man mit ihr führte, Interesse an der Sache nehmen würde. Ihre Intelligenz schien dann zu erwachen, ihr Temperament sich zu regen, und oft musste man die Klugheit und den Rechtlichkeitssinn der allerausgebeutesten, gedrücktesten und ungebildetsten Arbeiterinnen bewundern.

Die Enquête beschäftigte sich mit 37 Arbeits-Branchen. Es wurden 59 männliche, 181 weibliche Arbeiter-Experten und 20 Unternehmer vernommen. Die männlichen Arbeiter hatten die Aufgabe, die Kommission über die technischen Vorgänge auf dem betreffenden Arbeitsgebiet aufzuklären, da die Arbeiterinnen in Folge extremer Arbeitstheilung fast niemals in der Lage sind, über den ganzen Hergang bei Erzeugung einer Waare zu berichten, und nichts weiter kennen, als die meist sehr einfache Hantirung, die ihnen zufällt.

In Wien ist die eigentliche Grossindustrie verhältnissmässig wenig vertreten. Für diese mögen die Baulichkeiten, sowie Wasser und Brennmaterial

\*) Die Arbeits- und Lebensverhältnisse der Wiener Lohnarbeiterinnen. Ergebnisse und stenographisches Protokoll der Enquête über Frauenarbeit, abgehalten in Wien vom 1. März bis 21. April 1896. Wien 1897. Erste Wiener Volksbuchhandlung (Ignaz Brand).

hier zu theuer sein, ebenso der Arbeitslohn, der dem Wiener Arbeiter das Existenzminimum gewährt. Vorwiegend sind Kleinbetriebe und Mittelbetriebe und häufig sind auch solche Grossbetriebe, die zu manchen Jahreszeiten sehr viel, zu andern sehr wenig Waare erzeugen. Dass das Kleingewerbe und Sitzgesellenwesen in Wien noch sehr stark vertreten ist, dafür zeugten die erst kürzlich vorgenommenen Reichsrathswahlen in der allgemeinen Kurie. Wieso gerade die Art von Industrie, die einmal erheblich mehr und ein anderes Mal erheblich weniger Arbeiter beschäftigt, sich an die grosse Stadt gekettet fühlt, darüber enthält die treffliche Einleitung zu dem erwähnten Protokoll den richtigen Aufschluss.

„Eine Industrie,“ heisst es dort, „die in jedem Momente genöthigt sein kann, ihre Arbeiterzahl zu ändern, muss sich an einem Ort ansiedeln, wo sie beständig, wie aus einem grossen Becken Arbeiter entnehmen kann, um sie bei nächster Gelegenheit wieder zurückzugeben, ohne fürchten zu müssen, dass ihr diese Arbeiter durch Hungertod oder Wegzug für die nächste Saison verloren gehen.“

Es wäre aber ganz unrichtig, wenn man etwa glauben würde, die durch die Saison-Arbeit bedingte, oft plötzlich ansteigende Nachfrage nach Arbeitskräften müsse die Löhne in die Höhe treiben. Im Gegentheil, die Arbeiter, die genöthigt waren, sich durch Wochen oder Monate auf das Allerärmlichste durchzuschlagen, meistens auch sich mit Schulden zu belasten, eilen jeder Arbeitsgelegenheit freudig entgegen, wenn die Arbeit auch noch so wenig lohnend ist. Auch die Heimarbeiter und -Arbeiterinnen helfen dazu, dass das Arbeitsangebot ein mehr als zureichendes ist, besonders verheirathete Heimarbeiterinnen, die die gewerbliche Arbeit als Nebenbeschäftigung neben der häuslichen betreiben und so in der Lage sind, um jeden, noch so geringen Preis zu arbeiten, drücken die Löhne herunter. Aus den Erhebungen der Enquête, sowie aus einem Auszug der Akten der Unfallversicherungsanstalt, die die Enquête-Kommission zur Kontrolle ihrer eigenen Erhebungen machen liess, ergab sich, dass die Löhne der meisten Arbeiterinnen zwischen fl. 3,36 und 5,28, in der Woche schwanken, ab und zu kommen sowohl niedrigere als auch höhere Löhne vor.

Weit bedeutender aber als die Schwankungen in den Löhnen sind die in der Lebenshaltung der verschiedenen Arbeiterinnen. Diese hängt vielfach von den Familienverhältnissen ab. Die Frau, deren Gatte ebenfalls erwirbt und die keine Kinder hat, ist relativ gut gestellt, ebenso das junge Mädchen, das am Haushalt erwerbsfähiger Eltern partizipirt. Wo in einer Familie mehrere Kinder sind, ist meistens auch die Noth kein seltener Gast. Am schlimmsten ergeht es Wittwen mit Kindern oder Müttern unehelicher Kinder, oder schliesslich solchen Arbeiterinnen, die für erwerbsunfähige Eltern zu sorgen haben. Im Ganzen ist die Lebenshaltung der meisten Arbeiterinnen eine so geringe und besonders ihre Ernährung eine so mangelhafte, dass man immer wieder staunen muss, wo sie die Kraft hernehmen, die Arbeit zu leisten, die man von ihnen fordert.

Eine unglaublich grosse Zahl von Arbeiterinnen ernährt sich hauptsächlich von Kaffee, Brot und Kartoffeln. Aber wie ist dieser Kaffee beschaffen! Von wirklichem Bohnenkaffee sind kaum Spuren darin. Malz- und Feigenkaffee müssen dem schauerlichen Gebräu Farbe und Geschmack geben. Auch mit der

billigen und an sich schlechten Milch wird gespart und destomehr Wasser dem Getränk beigemischt. Solchen Kaffee trinken die Arbeiterinnen des Morgens, er bildet mit Brot ihr Mittagmahl, zu welchem Zweck er in dem Arbeitslokal gewärmt wird, wo das nicht gestattet ist, wird er auch kalt getrunken, und ein Rest desselben Getränkes wird zum Abendbrot aufbewahrt. Diejenigen Arbeiterinnen, die sich Mittags aus einem Gasthaus Suppe oder Gemüse holen und Abends ein Stück billiger Wurst verzehren, gehören schon zu den Bessersituirten. Täglicher Fleischgenuss kommt fast nicht vor. Viele essen am Sonntag Fleisch, manche davon Pferdefleisch.

Fast noch trauriger, wenn eine Steigerung hier überhaupt möglich ist, sind die Wohnungsverhältnisse. Die unverheirathete Arbeiterin, die weder bei ihren Eltern, noch in Konkubinate lebt, ist „Bettsgeherin“, d. h. sie mietet in einer Arbeiterfamilie oder bei einer „Bettsfrau“, die das Vermiethen gewerbsmässig betreibt, ein Bett, wenn ihre Verhältnisse ihr diesen Luxus gestatten, für sich allein, wofür sie gewöhnlich fl. 1 per Woche bezahlt, meistens aber schläft sie mit einer anderen Arbeiterin in einem Bett, wofür sie dann 60—70 Kr. zahlt. Wir hörten auch von Fällen, in denen drei Mädchen in einem Bett schlafen. Sehr oft sind 3 oder 4 Lagerstätten in einem Raum, den Alt und Jung, Männer und Frauen theilen.

Am schlimmsten sind diese Zustände in den Ziegelwerken, die sich an den äussersten Grenzen von Wien befinden. Was die Arbeiterinnen aus jenen Arbeitshöllen erzählten, ist schauerhaft. Vor zwei Jahren war dort ein grosser Streik ausgebrochen, ein höchst merkwürdiges Ereigniss in Anbetracht der äusserst ungebildeten, gänzlich unorganisirten, meist czechischen Arbeiterschaft, die in den Ziegelwerken lebt. Die Streikenden haben damals, unterstützt von der sozialdemokratischen Parteiorganisation, einen grossen Theil ihrer Forderungen durchgesetzt, aber wie die Enquête lehrte, genügte ein Jahr, um vielfach die alten Zustände wieder herzustellen. Der Arbeitstag dauert von 4 Uhr Morgens bis 7 Uhr Abends, manchmal noch länger. Die Wohnungen, die den Leuten vom Unternehmer angewiesen werden, sind derart, dass 3, 4 oder noch mehr Familien einen einzigen Raum bewohnen, Männer, Weiber, Kinder, Kranke, Wöchnerinnen, alles durch einander.

„Und wie ist es bei einer Entbindung?“ fragte ein Kommissions-Mitglied eine Ziegeleiarbeiterin, die über diese Zustände Auskunft gab.

„Wenn die Männer ein bissl Charakter haben,“ meinte sie, „so bleiben sie nicht im Zimmer, sondern gehn hinaus, aber zwingen kann man sie nicht dazu. Die grösseren Kinder schiekt man auch hinaus.“

Die vier oder mehr Familien, die einen Raum bewohnen, haben zusammen einen Kochherd, und da sie in einer Stunde Mittagspause alle ihr Essen bereiten müssen, führt das oft zu Streitigkeiten. — Nicht selten dringt in diesen Wohnungen der Regen durch das Dach. Der Fussboden besteht aus Ziegeln, eine Kanalisirung ist nicht vorhanden und das Trinkwasser eine Viertelstunde weit von den Arbeiterwohnungen entfernt.

Eine Arbeiterin aus den Ziegelwerken, die 7 Kinder und eine arbeitsunfähige Mutter hat, erzählte, dass sie und ihr Mann zusammen fl. 7 wöchentlich im Akkord verdienen. Dazu ist aber nothwendig, dass die Kinder vor und nach der Schule den Eltern bei der Arbeit helfen. Im Winter können sie übrigens die Schule nicht besuchen, da es ihnen an Schuhen fehlt. Auf die

Frage, ob sie während der Schwangerschaften auch gearbeitet habe, sagte die Frau: „Manchmal hab' ich noch gearbeitet, während mein Mann um die Hebanne gegangen ist.“

Eine masslose Ausdehnung der Arbeitszeit, sowie eine brutale Ausnützung der weiblichen Kräfte ist auch auf anderen Arbeitsgebieten nichts Seltenes und unsere Arbeiterinnenschutzgesetze erweisen sich als ganz unzureichend. In den Ziegelwerken haben die Frauen Schiebtruhen mit Lehm auf Schienen bergauf und bergab zu fahren, die 5 Meterzentner wiegen. Bei den Dachdeckerinnen dauert die Arbeit regulär von 5 Uhr Morgens bis 6 Uhr Abends, sehr oft aber wird sie, um das günstige Wetter auszunützen, auch bis in die spätesten Abendstunden fortgesetzt. Des Morgens muss die Dachdeckerin das Arbeitsmaterial auf einem Wagen vom Werkplatz, der gewöhnlich ausserhalb der Stadt liegt, zum Bau fahren, oft zwei Stunden weit. Der Wagen ist mit 600—800 kg. beladen. Dann wird das Material von den Arbeiterinnen auf das Dach getragen, bei Neubauten über Leitern, bei Reparaturen über die Treppe. In jeder Hand trägt die Arbeiterin ein Gewicht von 10—15 kg und es giebt Tage, an denen sie 40 Mal Material auf das Dach tragen muss.

Vielleicht aber ist die masslose Ausdehnung der Arbeitszeit in solchen Branchen, wo die Arbeit nicht alle Körperkräfte anspannt, sondern umgekehrt die Arbeiterin zu schier endlosem Stillsitzen verurtheilt, während nur Hände und Auge unermüdlich beschäftigt sind, besonders für junge Mädchen nicht weniger empfindlich und nicht weniger gesundheitsschädlich. Am berüchtigsten in dieser Beziehung ist das Gewerbe der Blumenmacher. Die Uebelstände, welche die Saison-Arbeit mit sich führt, treten da besonders stark auf. Während der hohen Saison werden die Arbeiterinnen unerbittlich gehetzt und die Arbeitszeit manchmal von 4 Uhr Früh bis Mitternacht ausgedehnt. Die Arbeiterinnen gehn dann oft garnicht nach Hause, sondern schlafen in irgend einem Winkel des Arbeitsraumes ein paar Stunden, um dann gleich wieder an die Arbeit zu gehen. Will der Unternehmer das Ungesetzliche und deshalb vielfach Unbequeme der Nacharbeit vermeiden, so giebt er den Arbeiterinnen die Arbeit mit nach Hause, und um wieder nicht selbst Beleuchtung und Heizung daran wenden zu müssen, arbeiten diese manchmal stundenlang in dem kleinen Kaffeehaus, in dem sie ihr dürftiges Abendbrot nehmen.

Vielfach herrscht aber in dieser Branche auch noch das „patriarchalische“ Arbeitsverhältniss, d. h. die Arbeiterinnen wohnen beim Unternehmer und bekommen dort auch die Kost. Dass die letztere höchst mangelhaft ist, braucht wohl nicht erst betont zu werden. Die Schlafstellen, die fast immer im Arbeitsraum aufgeschlagen werden, sind selten auch nur menschenwürdig zu nennen. Am allerausgebeutesten aber sind die Lehrmädchen. Besonders solche, die in besagtem „patriarchalischem“ Verhältniss zum Lehrherrn stehen, sind wahre Sklavinnen. Bei der Enquête erzählten mehrere Arbeiterinnen aus jener Branche, dass sie als Lehrmädchen, wenn sie erst um 1 Uhr oder 2 Uhr nach Mitternacht in das Bett gekommen waren, dann so fest schliefen, dass es ihnen unmöglich war, um 5 Uhr wieder zu erwachen, wie es ihr Brotherr forderte, und dieser pflegte sie dann mit Schlägen und unter den gemeinsten Beschimpfungen aus dem Bett zu treiben.

Die Arbeitsräume entsprechen auch in Gross- und Mittelbetrieben sehr selten sanitären Anforderungen, am schlimmsten aber ist es damit im Klein-

gewerben und bei der Heimarbeit bestellt. Bei den sogenannten Zwischenmeistern dient der Arbeitsraum regelmässig zugleich als Wohn- und Schlafraum und wird nicht selten von Kindern und Kranken getheilt.

Kleider pflegen die Arbeiterinnen gegen Ratenzahlung anzuschaffen, wodurch sie ein paar ärmliche Dinge, die sie unbedingt haben müssen, meist so theuer kaufen, dass sie dafür das ganze Jahr hindurch abzuzahlen haben.

Nach all dem Angeführten versteht es sich wohl von selbst, dass der Gesundheitszustand der Arbeiterinnen in Wien im Allgemeinen kein günstiger sein kann. Bleichsucht, Katarrhe aller Art und Lungentuberkulose sind häufige Erscheinungen. Manche Arbeiten ziehen auch spezielle Berufskrankheiten nach sich, manche veranlassen häufige Fehlgeburten. Auch die Sterblichkeit der Kinder dieser Frauen ist eine sehr erhebliche.

Ueber die Verwaltung der Krankenkassen und die von den Kassen besoldeten Aerzte wurde viel geklagt. Eine ganz besondere Misswirthschaft scheint bei der Krankenkasse der ärarischen Tabakfabriken zu herrschen. Den Arbeiterinnen wird sehr oft das Krankengeld entzogen, wenn sie durchaus noch nicht arbeitsfähig sind. Dann bleibt ihnen nichts übrig, als einen längeren oder kürzeren Rekonvaleszenten-Urlaub zu nehmen, d. h. sie gehen dann nicht zur Arbeit, bekommen aber auch keine Unterstützung und müssen während dieser Zeit in die Krankenkasse einzahlen. Aber auch von den Angehörigen anderer Gewerbszweige hörte man viel Nachtheiliges über ihre Krankenkassen. So wurde auch vor Kurzem in einer Versammlung von Blumenmacherinnen als bekannte Thatsache erwähnt, dass für 600 Arbeiterinnen, die ihre Krankenkasse umfasst, ein einziger Arzt angestellt sei und dass, während bei diesen Arbeiterinnen jährlich 50—54 Entbindungen vorkommen, der vorgeschriebene Entbindungskostenbeitrag im Laufe von 10 Jahren nur 7 Mal von der Krankenkasse ausbezahlt wurde.

An Vergnügen und Zerstreuungen dürfen sehr viele Arbeiterinnen gar nicht denken, am wenigsten die Familienmütter, die des Abends und Sonntags mit häuslichen Arbeiten überhäuft sind. Lektüre wird sehr wenig gepflegt, selbst Zeitungen meistens nur dann gelesen, wenn ein Mann in der Familie ist, der sie kauft.

Der Organisirung der Wiener Arbeiterinnen stellen sich, wie begreiflich, grosse Schwierigkeiten in den Weg. Geplagt und gehetzt von früh Morgens bis in die späte Nacht, besonders durch die in den meisten Betrieben eingeführte Alkordarbeit und infolge der häuslichen Beschäftigungen, die, wie schon erwähnt, zahlreiche Proletarier-Frauen nach vollbrachtem Tagewerk erwarten, finden sie oft nicht Zeit, an irgend etwas, das ausserhalb des engsten Kreises ihrer täglichen Sorgen liegt, auch nur zu denken. Die jüngeren Arbeiterinnen aber, die seltener von den Sorgen und Pflichten der Häuslichkeit in Anspruch genommen sind, werden wieder so schlecht entlohnt, dass sie oft ganz ausser Stande sind, die an sich gewiss kleinen pekuniären Opfer, die die Organisation von ihnen fordern würde, zu bringen. Dazu kommt noch, dass viele Unternehmer keine organisirten Arbeiterinnen in ihren Betrieb aufnehmen wollen, dass in ärarischen Betrieben, wie in den Tabak-Fabriken und im Arsenal es den Arbeiterinnen von den Beamten direkt verboten wird, einer Organisation beizutreten und dass andererseits in den meisten Kleinbetrieben die Arbeiterinnen wenig mit Männern in Berührung kommen und besonders dort, wo sie im Haus

des Unternehmers leben, kaum etwas anderes hören, als die wenig anregenden und aufklärenden Gespräche am Arbeitstisch, an dem die Meisterin das grosse Wort führt.

Ueber die Sittlichkeitsverhältnisse konnte die Enquête leider weder ein reichhaltiges, noch ein sicheres Material zu Tage fördern. Es wurde über dieselben von den Expertinnen aus einigen Branchen geklagt, es wurde behauptet, in diesem oder jenem Gewerbe könnten die Mädchen ihr Auskommen absolut nicht finden, wenn sie nicht einen „Verehrer“ hätten, der sie unterstützt und in diesem oder jenem Betriebe müssen die Lehrlingmädchen dem Lehrherrn das Freisprechen mit der Preisgabe ihrer Person bezahlen. Da aber nicht eine einzige Expertin von einem Zwang oder Gewaltakte erzählte, dem sie selbst zum Opfer gefallen sei, sondern jede nur von den Erlebnissen Anderer berichtete, so darf man wohl diesen Angaben nicht allzuviel Werth beilegen. Frauen sind aber fast niemals geneigt, sich über sittliche Vergehen, die an ihnen selbst verübt worden sind, auszusprechen, am wenigsten vor einem grossen Zuhörerkreis, der überwiegend aus Männern besteht.

Die entsetzlichen Wohnungsverhältnisse machen es unwahrscheinlich, dass die Sittlichkeit in der Wiener Arbeiterschaft im Allgemeinen auf einer hohen Stufe stehe. Dass sie im Konkubinat leben, wurde von vielen Arbeiterinnen sehr rückhaltslos erwähnt. Und thatsächlich darf man das häufige Bestehen von Konkubinat an sich in Oesterreich noch weniger als in manchen anderen Ländern für ein Zeichen des Verfalls der Sittlichkeit im Volke betrachten. Dass die Eheschliessungen in der Arbeiterklasse durch die unsicheren Existenz-Bedingungen, unter denen beide Geschlechter leiden, erschwert und oft unmöglich gemacht werden, das dürfte wohl überall der Fall sein. Dass es in Wien so ist, dafür lieferte die Enquête einen Beweis, wenn es eines solchen noch bedürft hätte. Die Arbeiterinnen in den ärarischen Tabakfabriken, die noch schlechter als sehr viele andere Arbeiterinnen entlohnt werden, aber ohne schwerwiegenden Grund nicht entlassen werden können, verheirathen sich fast ausnahmslos und in sehr jungen Jahren. Ein anderer Umstand aber, der oft Eheschliessungen hindert, und das wurde auch wiederholt bei der Enquête angegeben, ist in speziell österreichischen Verhältnissen, d. h. in unserem Heimathsgesetz zu suchen. Dieses bestimmt, dass Mädchen, die in Wien geboren und heimathberechtigt sind, „ortsfremd“ werden, so wie sie sich mit einem Manne verheirathen, der nicht nach Wien zuständig ist, so dass solche Frauen für den Fall der Noth den Anspruch auf Armenunterstützung und Altersversorgung in Wien verlieren und Gefahr laufen, sobald sie brotlos werden, nach irgend einem ihnen fremden Ort, dessen Sprache sie oft nicht einmal verstehen, „abgeschoben“ zu werden. Am häufigsten aber führt wohl die Unlöslichkeit der katholischen Ehe zum Konkubinat. Das erfahren wir immer wieder im Rechtsschutz des Allgemeinen österreichischen Frauenvereins, wenn wir von gerichtlich geschiedenen Arbeiterinnen unter Thränen bestürmt werden, ob es denn gar kein Mittel gebe, das es ihnen ermöglichen würde, den Mann zu heirathen, dessen Kind sie unter dem Herzen tragen.

Ebensowenig wie über die Sittlichkeitsverhältnisse konnte die Enquête darüber Klarheit schaffen, wovon die so grosse Zahl von Frauen, die im Sommer arbeitslos wird, bis zum Wiederbeginn der Saison ihr Leben fristet. Von dem Lohn der Wintermonate können sie wohl kaum etwas für den Sommer ersparen.



Manchen von denen, die auf dem Lande aufgewachsen sind, mag die Erntezeit Beschäftigung in der Landwirthschaft bieten, manche mögen wohl auch in Wien selbst da und dort eine Arbeitsgelegenheit finden. Es kommt auch vor, dass kränkliche Arbeiterinnen ihre Kraft so lange anspannen, bis der Arbeitsmangel eintritt. Nachher suchen sie die Spitäler auf. Doch all' das sind mehr oder minder vereinzelte Fälle, deren Gesamtzahl der Zahl der von zeitweiliger Arbeitslosigkeit betroffenen Frauen schwerlich gleichkommt und so liegt die Befürchtung nahe, dass ein Theil jener brotlos gewordenen Arbeiterinnen alljährlich vorübergehend oder dauernd der Prostitution anheimfällt.

Mit grosser und begreiflicher Erbitterung sprachen viele Arbeiterinnen bei der Enquête von den Frauen aus dem Mittelstande, die ihnen auf zahlreichen Arbeitsgebieten eine höchst gefährliche Konkurrenz machen, indem sie die Arbeitspreise herabdrücken. Wenn aber die Arbeiterinnen behaupten, jene Frauen und Mädchen hätten es gar nicht nöthig gewerblich zu arbeiten und thäten es nur des Putzes halber, so verkennen sie wohl die Lage jener Frauen aus dem kleinen Beamten-, Lehrer- oder Kaufmannsstande, deren Familie oft von dem, was der Gatte oder Vater verdient, einfach nicht leben kann.

Es ist das eben ein Zeichen der immer weiter um sich greifenden Proletarisirung der kleinen Bourgeoisie, oft auch von deren verzweifeltem Kampf gegen dieselbe. Dann giebt es wieder Fälle, in denen diese Proletarisirung schon vollständig vor sich gegangen ist. Im Arsenal arbeiten Offizierstöchter unter denselben elenden Bedingungen, wie alle anderen Arbeiterinnen, ebenso der brutalen Behandlung durch die ihnen vorgesetzten Unteroffiziere unterworfen, kurz den Proletarierinnen von Geburt in allem gleich, nur durch eine ganz verschiedene Erziehung ihnen fremd und unendlich vereinsamt in ihrer Mitte.

Die Frauenarbeits-Enquête lehrte, dass die Männerarbeit auf zahlreichen Gebieten immer mehr und mehr durch Frauenarbeit verdrängt wird infolge der geringeren Bedürfnisse und der äusserst niedrigen Lebenshaltung der Arbeiterinnen, die sie viel anspruchsloser in Bezug auf Arbeitslohn, viel fügsamer der Ausbeutung gegenüber machen.

Die dringende Nothwendigkeit von Reformen in den Arbeiterinnenschutzgesetzen, sowie in der Gewerbe-Inspektion, im Krankenkassenwesen etc. wurden durch diese Enquête unzweifelhaft dargethan. Die sozialdemokratischen Abgeordneten, die jetzt in unser neues Parlament eingezogen sind, werden nicht ermangeln, das Abgeordnetenhaus auch nach dieser Richtung hin an seine Pflichten zu erinnern. Wie viel sie indessen gegen die reaktionäre Uebermacht vermögen werden, das bleibt freilich noch abzuwarten. Ein sicherer und wohl auch ein weittragender Erfolg dürfte es sein, dass durch diese Enquête zahlreichen Arbeiterinnen selbst die Augen darüber geöffnet wurden, dass ihre erbärmliche Lage nichts Selbstverständliches und nichts Unabänderliches ist. Das mitleidige Staunen, ja Entsetzen, das die Expertinnen gar oft während ihren Eröffnungen auf den Gesichtern ihrer Zuhörer lasen, mag manche aus ihrer dumplen Ergebung erweckt haben, und die junge, aber rührige Wiener Arbeiterinnen-Organisation setzt gewiss alles daran, das Erwachen jener Bedauernswerthen zu benützen, um sie den einzigen Weg zu führen, auf dem sie einer Verbesserung ihrer Lage entgegengehen. Das Protokoll der Arbeiterinnen-Enquête aber wird den Vorkämpferinnen zur Agitation sowie zur eigenen Orientirung sehr nützlich sein.

## Freiheit und Ordnung.

### Ein Versuch zur Abgrenzung der Rechte des Individuums und der Gesellschaft.

Von

Simon Katzenstein

(Berlin).

[Schluss].

Der Begriff der Freiheit ist zunächst negativ. Frei sein heisst in absoluter Fassung; nicht gebunden, in der Bethätigung seiner Kräfte und Neigungen nicht gehemmt sein. So ist auch der Begriff der sittlichen Freiheit zunächst negativ: Ausschluss jedes von der Vernunft verworfenen Motivs von der Bestimmung des Willens. Sucht man dem Begriff einen positiven Inhalt zu geben, so tritt neben die Freiheit die Gebundenheit: Bestimmung des Willens durch die geschulte, den sittlichen, d. h. gesammtheitlichen Interessen angepasste Vernunft. Diese Einschränkung durch das Interesse der Anderen, die gleichberechtigten Freiheitsrechte Aller macht auch den Begriff der äusseren Freiheit, sobald ihm ein positiver Inhalt gegeben werden soll, zum relativen. Das Streben des Menschen nach Bethätigung seiner körperlichen und geistigen Kräfte hat in der Gesellschaft die Arbeits- und Bildungsmittel des Gemeinlebens zur Voraussetzung, damit wieder die Beschränkung des Freiheitsbegriffs durch die Nothwendigkeit der Eingliederung in die gesellschaftliche Ordnung.

Aber der Mensch ist nicht nur Glied eines gesellschaftlichen Organismus: er hat die Tendenz, aus einem Komplex von Zellen ein Individuum — ein Untheilbares —, aus einem Stück des Gesellschaftskörpers selbst ein Ganzes, eine Persönlichkeit zu werden von eigener Art. Das kann keine Gesellschaft für ihn leisten. Das ist seine Sache. Und dazu bedarf er der Freiheit, die damit einen realen Inhalt erhält und einen Werth von unvergleichlicher Bedeutung. Der goldene Käfig kann nie die Freiheit, das geschenkte Zuckerbrod nie das selbstverdiente, freigewonnene Roggenbrod ersetzen.

So erledigt sich für mich auch die Frage, ob der Mensch Pflichten gegen sich selbst hat. Nach Ihering ist die Pflicht nur ein Ausdruck des gesellschaftlichen Interesses, ausserhalb deren nur das Reich des Egoismus ist, der allerdings ein erlaubter, ja durch die sittliche Ordnung gebotener sein kann. (Selbsterhaltung.) Aber der Mensch ist nicht nur Glied der Gesellschaft. Er trägt in sich den Selbstzweck einer eigenen, autonomen Persönlichkeit. Das widerspricht der Bedeutung der Gesellschaft nicht. Wie diese ihre Interessen — d. s. die ihrer Glieder — wahr und den Einzelnen zur Pflicht macht, so hat auch der Einzelne Pflichten gegen den einheitlichen Ausdruck seines Wesens: seine Persönlichkeit. Die Selbsterhaltung ist Naturtrieb, nebenher auch Pflicht gegen die Gesellschaft, deren Ansprüchen sich zu entziehen Niemand das Recht hat: als Pflicht gegen sich selbst kann ich sie an sich nicht ansehen. Denn eine Pflicht setzt ein höheres Interesse, eine Norm voraus. Eine Pflicht ohne einen Zweck, dem sie dient, ist ein Unding. Aber die Selbstbehauptung ist eine Pflicht des Menschen gegen sich selbst, d. h. gegen die in ihm lebende oder sich entwickelnde Idee von der vollkommenen Gestalt des Menschen. Denn der Begriff der Pflicht ist nichts Anderes als der eines höheren Interesses, das beansprucht, entscheidendes Motiv des Handelns zu werden. Dieses höhere Interesse wird in der Regel das durch gemeinsamen Vortheil, durch Zwang oder Gewöhnung seit Generationen den Individuen eingeprägte gesellschaftliche, es kann auch eine Idee, eine abstrakte Aufgabe sein, die das Individuum selbst sich gestellt und als über seiner konkreten Persönlichkeit stehend anerkannt hat. Auch diese Idee entwickelt sich

mit der Geschichte; soweit sie vorhanden ist, giebt sie den Inhalt einer Pflicht ab, der Pflicht des Menschen gegen sich selbst: zur Treue gegen sich, zum Streben nach Wahrheit, d. h. nach Uebereinstimmung seines Denkens mit dem Sein, zum Bekennen und Bethätigen der Wahrheit. Der Mensch hat die Pflicht, Mensch zu sein. Die Lüge ist unsittlich, weil sie die Grundlage der Gesellschaft zerstört, das Vertrauen, aber sie ist es auch, weil sie eine Verleugnung der eigenen Persönlichkeit ist, eine Feigheit vor sich selbst. Dort wo kein Anderer hinhört und wo kein Sophisma mehr wirkt, in innerster Seele fühlt sich der stolze Mensch bedrückt durch die Knechtschaft der Lüge, die Sünde wider den heiligen Geist des Ich, die er selbst sich nicht vergiebt.

Giebt es sonach Pflichten des Individuums gegen sich selbst, unabhängig von der Gesellschaft, so muss es auch Rechte geben, die ihnen entsprechen, und die eine Gesellschaft, soweit ihre Existenz damit vereinbart ist, respektiren muss. Denn da sie nur das Mittel ist zur Wahrung der Interessen ihrer Glieder, so muss sie deren höchsten Lebensinteressen Rechnung tragen und diese als Rechte anerkennen, die sie selbst nicht verkümmern darf. Denn über ihr steht ihr Zweck: das Interesse ihrer Glieder, und aus ihm ergeben sich Pflichten für sie, Rechte für diese. Das ist die eine Grenze des Rechts der Gesellschaft.

Auch sie ist nicht „ewig“ und absolut. Sie hat sich erst ausbilden müssen, und man kann die Ausgangspunkte der menschheitlichen Entwicklung kaum tief genug ansetzen. Wie tief diese Entwicklung noch heute steht, das beweist die unter Umständen eintretende Verpflichtung zur Lüge, zum Mord im Kriege, beweist die Herrschaft von Zuständen, die die Lüge, ja unter Umständen (Russland!) das sogenannte Verbrechen als einen Akt der Nothwehr zur sittlichen Pflicht machen können. Aber die Empörung des sittlichen Bewusstseins gegen derartige Zustände und Verpflichtungen zeigt, dass sie in Widerspruch gerathen sind wie mit den materiellen so auch mit den seelischen Bedürfnissen der heranreifenden Menschheit. Das erstarkende Persönlichkeitsgefühl stemmt sich hier wider den Druck der Gesellschaft und weiss ihn wirklich zu vermindern.

Die Entwicklung des Gedankens der religiösen Freiheit ist dafür kennzeichnend. Ursprünglich ist die Religion ein aus der Furcht geborenes Vertragsverhältniss mit Geistern, das zur Vermeidung des Zornes jener alle Gesellschaftsglieder zur Ausübung des kultischen verpflichtet. So lange man auf dieser Stufe stand, rechtfertigte sich aus dem vermeintlichen Lebensinteresse der Gesellschaft jener Zwang, dem man sich durch die Auswanderung entziehen konnte. Die Religion erweitert sich zu einer umfassenden Welt- und Lebensanschauung und verengert ihren Kreis zugleich zu einer Angelegenheit erst öffentlicher Gruppen (Kirchen), später der Einzelnen und ihrer freien Vereine, in die Niemand dreinzureden hat. Noch vor dreihundert Jahren galt ausdrücklich der Satz: Wessen Land, dessen Religion — heute ist, wenigstens theoretisch (praktisch besteht sie z. B. für den Lehrer oder Offizier heute noch nicht) die Religionsfreiheit in den Kulturstaaten allgemein anerkannt. Und ihre Durchführung, die Erklärung der Religion zur Privatsache:<sup>13)</sup> Freiheit der Religion und Schutz ihrer Ausübung, soweit sie den Bedingungen des Gesellschaftslebens nicht widerspricht (man denke an die epidemische Ausbreitung religiöser Krankheiten, die nicht selten zum Verbrechen ausarten), Freiheit der Religionslosigkeit und Schutz gegen Vergewaltigung — das ist hier die Lösung, die den Interessen der Gesellschaft wie der Einzelnen entspricht. Unsittlich ist ein religiöser Zwang aus „religiösen“ Motiven: sei es um die Seelen zu retten, sei es, um eine erwünschte Gleichförmigkeit herbeizuführen —

<sup>13)</sup> Natürlich dem Rechte gegenüber. Sonst ist ja gerade die Religion eine Gemeinschaftssache wie wenige andere. Die gemeinsame Ausübung wie die Propaganda gehören zu ihrem Wesen.

nicht minder unsittlich eine Unterdrückung der Religion im Interesse der Gleichförmigkeit oder der „Aufklärung“. Denn der Zwang der Gesellschaft ist sittlich, soweit er nothwendig wird. Wo er es nicht ist — und das ist er nie gegenüber rein persönlichen Angelegenheiten — wird er unsittlich.<sup>14)</sup> Die zweite Grenze des gesellschaftlichen Eingreifens liegt mithin da, wo ihr Interesse aufhört. Zugleich aber muss das Interesse das ein Eingreifen rechtfertigt, wirklich ein Interesse der Gesamtheit sein, wenigstens der Idee und dem Zwecke nach. Das blosse Mehrheitsinteresse genügt dazu nicht. Die Grundlehre aller Sittlichkeit: den Menschen nie als blosses Mittel für fremde Zwecke, sondern immer auch als Selbstzweck anzusehen (Kant) gilt auch für die Gesellschaft und die Völker. Denn die Mehrheit ist um nichts besser als die Minderheit — mag sie auch die Macht haben. Eine Unterdrückung der Minderheit durch die Mehrheit unterscheidet sich von der Unterdrückung der Mehrheit durch die Minderheit nur dem Maasse, nicht dem Wesen nach.

So bei der nationalen Unterdrückung. Ob es einige Tausende sind, die den Millionen, oder Millionen, die einigen Tausenden das Recht der Sprache, der Erziehung in ihrer nationalen Kultur verweigern, das ändert an sich nichts. Höchstens, dass das letztere Vorgehen brutaler und feiger ist. Man mag behaupten, dass die nationale Selbsterhaltung des herrschenden Volkes eine derartige Unterdrückung erheische — auch der Mörder handelt um seiner Selbsterhaltung willen, und der Begriff des Verbrechens gilt auch für die Völker.

Noch drei Punkte seien erörtert: das Vereinsrecht, das Strafrecht und das Geschlechtsleben.

Das gesellschaftliche Wesen des Menschen erschöpft sich nicht in der Bildung der Wirtschaftsgemeinschaft und des Staates. Zur Erreichung der verschiedensten Ziele schliesst er sich Anderen an und bildet Vereine innerhalb der grösseren Gesellschaft. Grundsätzlich ist der Staat selbst nur ein Verein, der sich nur durch den grösseren Umfang seiner Aufgaben, vornehmlich durch seine grössere Macht von jenen unterscheidet. Aber weil der Staat die grundsätzlich unbegrenzte Macht hat, allerwege einzugreifen, zu gebieten und zu verbieten, darum hat er noch lange nicht immer die sittliche Befugniss<sup>15)</sup> dazu. Ihm gegenüber stehen Ansprüche, die in der berechtigten Freiheit der Person, in gesellschaftlichen Bedürfnissen wurzeln, die er ohne Schädigung der Gemeininteressen nicht verletzen darf. Das Vereinsrecht muss frei sein. Das gilt natürlich auch bedingt wie alle Freiheitsansprüche. Einen Verein von Brandstiftern oder Nothzüchtern könnte keine Gesellschaft dulden. Die Freiheit ist nicht die Freiheit Einzelner, sondern Aller. Sie findet ihre Schranke an der gleichberechtigten Freiheit der Anderen. Jede Vereinigung, die mit den Gesellschaftsinteressen verträgliche Ziele verfolgt, hat aus dem Freiheitsprinzip Anspruch auf Duldung, auf Schutz gegen Gewalt: nicht nur gegen physische, auch gegen wirtschaftliche und soziale Aechtung. Sie hat aus dem Grundsatz der bindenden Kraft des Vertrags Anspruch auf Erfüllungszwang bezw. der übernommenen Pflichten der Mitglieder (hier, wie immer, natürlich nur soweit es sich nicht um die Verpflichtung zu unerlaubten Handlungen oder um eine übermässige Beschränkung der persönlichen Freiheit handelt). Verfolgt sie Ziele, die mit den Daseinsbedingungen der Gesamtheit nicht verträglich sind, greift sie in gleichberechtigte Rechtssphären ein, so hat sie aus dem gleichen Freiheitsprinzip kein Recht auf Existenz.

<sup>14)</sup> Sehr zweifelhaft ist es mir freilich, ob Eltern ein Recht haben, Kinder in urtheilsunfähigem Alter einer Religion zuzuführen. Die Wahl der Religion sollte dem eigenen freien Urtheil überlassen bleiben.

<sup>15)</sup> Ich vermeide den Ausdruck: Naturrecht, der nur eine unklare Verquickung positiven Rechts und sittlicher Forderung darstellt.

Die praktische Anwendung wird sich hier je nach den Verhältnissen verschieden gestalten. Ein streng katholischer Staat wird keine „Sekte“, ein despotischer oder feudaler regierter (Russland, Mecklenburg) keine auf Abänderung der politischen Zustände gerichteten Vereine dulden. Und in einer auf Klassenherrschaft beruhenden und zum Absolutismus neigenden Gesellschaftsordnung wird man der unerwünschten Vereinsthätigkeit auf politischen und sozialen Gebiete durch tausend Chikanen und Willkürakte begegnen — so lange man den Muth der Verzweiflung zur gewaltsamen Unterdrückung, bei der man um seine Existenz spielen muss, noch nicht gefasst hat.

Im Uebrigen aber geht die Richtung in allen Kulturländern auf Erweiterung und möglichste Schrankenlosigkeit der Vereinsbildung. Eine Vereinigung, die Verbrechen oder offene Gewalt propagirt, kann kein Gemeinwesen dulden. Aber die blöde Furcht vor der Vereinigung unkontrollirter freier Menschen überhaupt, die bleiche Angst vor dem „Inverbindung-treten“ politischer Vereine, die Verweigerung des Vereinsrechts der Frauen, das System „bittersüßer Bevormundung und feiger Quertreiberei“ (F. A. Lange) gegenüber sozialen Befreiungsbestrebungen, schwindet in den wahrhaften Kulturstaaten mehr und mehr. Eine freie Gesellschaft wird auch unbesorgt eine freie Vereinsthätigkeit gewährleisten können. Jede Gruppe mag ihre Interessen wahren, die der Gesamtheit bleiben dabei immer die Stärkeren. Und gegen Gewalt bleibe die Gewalt.

Freilich eine organisirte Gewalt. In einer Gesellschaft ohne Organisation müsste bei unvereinbaren Meinungsverschiedenheiten, so lange die Menschen noch nicht die berühmten „Engel“ geworden sind, schliesslich überall die Gewalt entscheiden. Interessenkonflikte würden unbedingt zum Faustrecht führen. Und gegenüber einer einschneidenden Rechts- oder vielmehr, da es ja keine Rechte giebt, Interessenverletzung, einem Verbrechen, würde die ungezügelte Rache, das ungeordnete Verfahren der Lynchjustiz zur Anwendung kommen. Dabei aber fährt am schlimmsten der Verbrecher selbst, sei es auch nur ein angeblicher, dem Niemand in geordnetem Verfahren seine Schuld beweisen könnte. Alle diese Missstände haben von jeher, so lange es ein menschliches Gesellschaftsleben giebt, zur Einsetzung bestimmter Organe geführt, mit der Aufgabe, die in Zweifel gerathenen Grenzen der verschiedenen Interessen zu richten (Richter) und bei groben Interessenverletzungen das Maass der gesellschaftlichen Reaktion zu bestimmen. So entsteht die Strafe. Sie ist die durch den Zweck des Schutzes bedingte Reaktion der Gesellschaft gegen besonders gefährliche Eingriffe, geschichtlich entstanden aus der unmittelbaren, natürlichen Reaktion der Rache (Liszt), in ihrer Entwicklung sich umformend zu einem Mittel der sozialen Auslese und Erziehung. Durch den Schutzzweck bedingt, ist sie nur dort anwendbar, wo ein solcher zu erreichen ist, nicht also gegen Kinder und Geisteskranke. Sie soll, so lange und soweit die Quellen der Verwahrlosung und der antisozialen Gesinnung noch nicht verstopft sind, wenigstens der Ueberschwemmung vermittelt Schutzwehren und Sammelbecken entgegenwirken. Sie soll die mangelhafte Erziehung ergänzen (Besserung), im Falle dies aussichtslos erscheint, durch Unschädlichmachung wenigstens die unmittelbare Gefahr, wie die mittelbare der Rassenverschlechterung abhalten. So muss sie sich mit der Zeit in einen Zweig der gesellschaftlichen Therapie verwandeln, deren mangelhafte Wirkung um so deutlicher die Nothwendigkeit der Hygiene, der Trockenlegung des Sumpfes, aus dem die Miasmen des Verbrechens aufsteigen, darthut.<sup>10)</sup> Aber die bessere Thätigkeit theilt sie mit der ganzen Erziehung, die der Sicherung mit der Feuerwehr, der Irrenpflege — eigenthümlich ist ihr die

<sup>10)</sup> In Zeiten der Klassenherrschaft kann, wenn der Einfluss der niedergehaltenen Klasse anwächst, das Strafrecht auch als eine Schranke der noch herrschenden Klasse und nach Eroberung der politischen Macht durch das Proletariat geradezu als ein Mittel der Sozialisirung durch Beseitigung kapitalistischer Uebelstände dienen.

Abschreckung. Sie will die den eigennützigem oder leidenschaftlichen Motiven entgegenwirkenden sozialen Motive durch andere eigennützige: die Furcht vor Unannehmlichkeiten bestimmter Art verstärken. Die Strafandrohung soll den zum Verbrechen Neigenden, ihr Vollzug ihn und jeden Anderen von der verbotenen Handlung abschrecken. Das ist der eigentliche Kern der Strafe als solcher; die beiden anderen Zwecke sind ihr nicht allein eigenthümlich, während der „philosophische“ Begriff der Sühne nichts ist als der scheinwissenschaftlich verbrämte Trieb der Rache. Ist die Strafe berechtigt?<sup>17)</sup> Oder ist sie ein unerträglicher Eingriff in die Freiheit der Person? Ein Unrecht gegen einen nicht verantwortlichen Menschen? Es muss natürlich der Zweck der Kriminalpolizei wie der Sozialpolitik überhaupt sein, durch die entsprechenden Maassnahmen die Ursachen des Verbrechen, also Wohnungsnoth, Arbeitslosigkeit, Verwahrlosung der Eltern und Kinder, Hunger, Alkoholismus u.s.w. zu bekämpfen. Ebenso muss der Richter sich jederzeit bewusst sein, in dem Verbrecher ein Produkt bestimmter anthropologischer und sozialer Faktoren vor sich zu sehen, demgegenüber Ent-rüstung schlecht angebracht ist. Mit diesen Vorbehalten aber halte ich, so lange noch ein Verbrechen vorhanden und nicht, wie in William Morris' Utopia, die Missbilligung der Genossen als ausreichende „Sühne“ und Vorbeugung wirksam ist, allerdings die Strafe für geboten, folglich auch für berechtigt.<sup>18)</sup> Die philosophische Frage der Verantwortlichkeit kommt dabei nicht in Betracht, so wenig wie der Determinismus sonst das Handeln des gesunden Menschen beeinflussen darf. Es genügt, dass der Mensch zurechnungsfähig ist, d. h. befähigt, durch Motive vernünftiger Art in seinem Handeln bestimmt zu werden, um im Falle des Bedürfnisses ihm die Einwirkung derartiger Motive zu Theil werden zu lassen, wenn das allgemeine Interesse es erfordert. Und wenn das der Fall ist, dann ist auch kein behauptetes Freiheitsrecht des Individuums demgegenüber zu beachten. Die Freiheit geht nur soweit, als sie mit dem Gesamtinteresse nicht kollidirt. Sie beginnt erst da, wo der Mensch fähig ist, sich ihrer zu bedienen, d. h. frei sich in die nothwendige Regel zu fügen. Und sie findet ihre Grenze in der Freiheit der Uebrigen.<sup>19)</sup> So lange die Bestie

<sup>17)</sup> Ich rede hier nicht von den eigentlich politischen Bestrafungen, die ich als in Rechtsform gebrachte — dem Rechtsbewusstsein daher nicht förderliche — politische Kampfmittel ansehe. (Vgl. Karl Jentsch, Betrachtungen eines Laien über unsere Strafrechtspflege). Die Bestrafung frivoler Beleidigung von Personen, sowie der Aufforderung zu Verbrechen halte ich dagegen für wohl berechtigt, auch wo sie im politischen Kampfe geübt werden. Auch die Redefreiheit ist nicht absolut zu denken.

<sup>18)</sup> Wobei, wie bemerkt, nicht verkannt werden darf, wie weit die eigentliche Schuld oft genug auf die Gesellschaft fällt. Ja, es giebt Straftathen, die ich für unbedingt sittlich halte, z. B. der Broddiebstahl für die hungernden Kinder, die Niederschlagung des Verführers durch den Vater oder den Betrogenen. Hier sind auch die Strafen entsprechend niedrig. Auch im politischen Kampfe kann es Pflicht werden, Gesetze zu verletzen. Die Strafe ist dann aber auch keine Unbill.

<sup>19)</sup> Es ist kennzeichnend, wie die Anarchisten vielfach die gegen sie geübte Gewalt verurtheilen, dabei aber die von ihnen geübte für selbstverständlich halten. Die Minderheit soll sich bei ihnen nicht der Mehrheit fügen — wohl aber die Mehrheit der Minderheit, die eben eine edlere und darum bevorrechtete Art darstellt. Interessant ist übrigens, wie in gewissen Kreisen Anarchismus und Verbrecherthum in einander übergehen. Beide rebelliren dann nicht gegen eine bestimmte ungerechte, sondern gegen die Gesellschaft überhaupt als Schranke ihrer Willkür. So heisst es in dem Pariser „Endehors“: „Unser Ekel vor der Gesellschaft nöthigt uns keineswegs eine unwandelbare Ueberzeugung auf Im Gegentheil, wir kämpfen aus Freude am Kampf und träumen nicht von einer besseren Zukunft. Was scheren uns spätere Jahrhunderte, was unsere Enkel?“ — Vgl. auch die Gaunerpoesie des anarchistischen „Einbrechers“ in London, den übrigens Herr Landauer jüngst auf eine Stufe mit Spitzelmachwerken gestellt hat. Dabei ergiebt die Verherrlichung eines Menschen, der seine Frau vergiften „musste“, um eine andere heirathen zu können, in der gleichen Nummer des „Sozialist“ wieder einen Beleg für diesen Zusammenhang.

sich in Exemplaren wie Kammerer und Ravachol äussert, solange muss ihr, wenn es Noth thut, die Zwangsjacke angelegt werden.

Als Ziel soll man die Beseitigung der Strafe setzen. Aber erst nach der Beseitigung des Verbrechens! Es ist zu hoffen, dass in einer sozialistischen Gesellschaft, theils infolge Wegfalls der äusseren Ursachen, theils infolge planmässig geübter Auslese zur Fortpflanzung und gesteigerter sittlicher Selbhzucht die kriminellen Triebe verschwinden, die sozialen so selbstverständlich werden, wie es heute die eigennütigen sind — vielleicht in langer Entwicklung. Bis dahin muss die Schutzwehr erhalten bleiben. Das Interesse der grossen Masse der Nichtverbrecher an der Erhaltung ihrer Freiheit, dem Schutze ehrlicher Arbeit muss dem Interesse der verbrecherischen Minderheit an Zügel- und Strallosigkeit allezeit vorangehen.

Am souveränsten geberdet sich die Theorie der „Freiheit“ auf dem Gebiete des Geschlechtslebens. Hier verkündet sie fröhlich die absolute Souveränität: freie Knüpfung und freie Lösung des geschlechtlichen Bandes ohne alle weitere Rücksicht. Auf den ersten Blick ist das Geschlechtsleben allerdings eine rein persönliche Sache — wie Essen und Trinken, sagt Bebel. Aber doch nicht so ganz. Es gewinnt auf mehrfache Weise Bedeutung für die Gesellschaft. Zunächst ist es das Mittel, durch das sich die Fortpflanzung vollzieht. Da die Gesellschaft ein Interesse an einer gesunden, körperlich und geistig kräftigen Nachkommenschaft hat, so hat sie das Recht und die Pflicht, gewisse Fälle des Geschlechtsverkehrs, z. B. zwischen nahen Verwandten oder in allzu unreifem oder überreifem Alter zu untersagen. Die Zeit wird wohl auch kommen, wo gegenüber erblich schwer belasteten Personen, Geisteskranken, gewohnheitsmässigen Verbrechern, an erblichen Krankheiten Leidenden von einem derartigen Rechte Gebrauch gemacht wird.<sup>20)</sup> Vielleicht wird auch noch die Zeit kommen, wo etwa der Syphilitiker, der ein Kind zum Jammer in die Welt setzt, bestraft wird; inzwischen muss das Pflichtgefühl des Einzelnen wirken und das Bewusstsein des gesellschaftlichen Interesses dem Missbrauch der Freiheit Schranken setzen.

Das Zweite ist die Gefahr, die ein übermässiger und verfrühter Geschlechtsgenuss für die körperliche und geistige Entwicklung der Einzelnen, damit für die Gesellschaft, die auf deren Arbeit angewiesen ist, mit sich bringt. Die Gesellschaft hat das Recht und die Pflicht, die Korruption zu bekämpfen. Ein Vorgehen gegen die Reizmittel in dieser Richtung, ein weit energischeres Einschreiten gegen obscene Theaterstücke z. B., als es unsere sonst so fromme Polizei beliebt, gegen die Verweisung der Sängerinnen auf „Nebenerwerb“ würde den Aufgaben des Staates durchaus entsprechen.

Dass die weibliche Ehre gegen Gewalt, Missbrauch der wirthschaftlichen Abhängigkeit, Verführung in unmündigem Alter zu schützen ist, sei als selbstverständlich nur nebenbei erwähnt. Auch der heutige Staat, der doch wahrlich nicht von dem Grundsätze unbedingter „Freiheit“ ausgeht, lässt hier noch viele Lücken. Das Wichtigste aber ist das Gebiet der Ehe. Hier spielt sich der Konflikt am leichtesten zwischen gleichwerthigen Interessenten ab. Hier kann er am ersten ein sittlicher werden. Die Ehe hat eine besondere Bedeutung, weil sie die normale Form des Geschlechtsverkehrs darstellt, weil bei ihr vornehmlich die Wirkung auf andere Personen — Ehegatten, Kinder — in Frage steht.

Die Geld- und Konventionsche von heute brauche ich nur zu streifen. Hier herrscht unter Sozialisten kein Streit. Wenn das Weib gleich dem Manne auf eigenem Erwerbe

<sup>20)</sup> Werthvolle Angaben über die Erblichkeit der verbrecherischen Disposition bei Ellis: Verbrecher und Verbrechen. 98 ff. — 1892 starben in Berlin im Verhältniss 7,37 mal soviel uneheliche Säuglinge an Syphilis als eheliche; überhaupt von 1000 Lebendgeborenen 205,1 eheliche, aber 442,25 uneheliche im 1. Lebensjahre. Neumann, Art. Uneheliche Kinder im Suppl. z. Handb. d. St.

fussen und seine Rechte anerkannt sehen wird, wenn die thörichten Unterschiede der Stände gefallen sein werden, dann wird auch die wahre Ehe für Alle möglich werden; für die Eheschliessung wird nichts mehr entscheidend sein als was dem Naturzweck und der Sittlichkeit entspricht: das als Liebe sich äussernde Wohlgefallen infolge Uebereinstimmung oder Ergänzung der körperlichen und seelischen Eigenarten. Das ist die einzig rechte Grundlage der Ehe, die, in reiflicher Prüfung gewonnen, die Gewähr für ein sittliches und glückliches Zusammenleben bietet. Natürlich in der Form der Einehe. Die Urzeit liegt ziemlich weit hinter uns, und ob die Zukunft aus neuen Verhältnissen hier neue Formen bilden wird, und welche etwa, lässt sich heute nicht einmal ahnen — für jetzt und für lange hinaus ist die Einehe die einzige denkbare sittliche Form.<sup>21)</sup>

Wie aber, wenn die Grundlage dieses Verhältnisses schwindet: die Liebe? Lässt sich auch dann noch eine Pflicht zum Zusammenleben aufstellen? Es lässt sich sagen, eine Lösung des Bandes ohne Zustimmung des anderen Theiles, wohl aber auch, eine Ehe ohne Liebe, vielleicht mit einer anderen Liebe im Herzen, sei unsittlich. (Die Zulässigkeit der Trennung bei gegenseitiger Abneigung halte ich allerdings trotz dem Bürgerlichen Gesetzbuch für eine selbstverständliche Forderung). Hier wird kein Zwang zur Entscheidung am Platze sein, vielmehr die Wirkung der sittlichen Erziehung und Selbstzucht. Eine Frau versicherte mir, bei freier Löslichkeit der Ehe würden vielleicht die meisten Ehen im ersten oder zweiten Jahre getrennt werden, darunter viele, die später die glücklichsten werden. Die Bedingungen des Ehelebens sind von denen des ledigen Standes eben so verschieden, verlangen, namentlich von dem sittlichen Weibe, so viele ungeahnte Anpassung und Selbstentsagung, dass viele Liebe dazu gehört, das Alles zu überwinden. Und unter Umständen wirkt hier das Bewusstsein, nicht so leicht nach eigener Neigung handeln zu können, die Rücksicht auf die Angehörigen, vielleicht auch auf die „öffentliche Meinung“ günstig in gleicher Richtung. Es müsse eine sehr traurige Ehe sein, sagte mir eine andere, sehr klar denkende und erfahrene Frau, in der nach langjährigem Zusammenleben die Liebe nicht weit stärker und inniger sei als im „leidenschaftlichen“ ersten Jahre.<sup>22)</sup> Denn es folgt die Gemeinsamkeit der Interessen, es folgt die Gewöhnung und, als stärkstes Band, es folgen die Kinder. Alle diese Bande können ein unerträglich gewordenes Verhältniss nicht zusammenhalten und sollen es nicht. Aber eine allzu leichte Möglichkeit der Lockerung ist kein Vortheil, nicht für die Gesellschaft, nicht für die Beteiligten selbst, denen allzu leicht jeder Halt schwinden kann. Einen Zwang zur Aufrechterhaltung der Ehe halte ich für nachtheilig und unnütz. Er hindert in Zeiten sittlicher Zersetzung die Korruption nicht („besser wirken dort gute Sitten, als anderwärts gute Gesetze“, sagt Tacitus trefflich in seiner „Germania“), und er kann zu der schwersten Verkümmern, in die tiefste Unsittlichkeit führen. Aber auch die Lösbarkeit soll ihre Schranken finden in dem Pflichtbewusstsein der Ehegatten, in der Elternliebe, im Urtheil der Gesellschaft. Die Ehe ist die Grundlage des Gemeinlebens, der Boden, aus dem die Zukunft der Gesellschaft erwächst, der Untergrund, der der Jugend ein reines Heim gewähren soll. Sie darf kein Spiel sein, soll als grundsätzlich bindend betrachtet werden. Wer sie löst, soll es nach schwerem innerem

<sup>21)</sup> Die schwierige und traurige Lage der Ehelosen beider Geschlechter unter den heutigen Verhältnissen vermog ich sehr wohl zu würdigen. Die Lösung liegt hier eben in der Ermöglichung der rechtzeitigen Ehe für alle gesunden Menschen. Inzwischen mögen Auskunftsmitel eintreten, die darum noch nicht sittlich sind. Bloss dass hier die Schuld auf die Gesellschaft fällt — vorausgesetzt die wirkliche Unmöglichkeit der Ehe, nicht Genussucht oder Bequemlichkeit.

<sup>22)</sup> Fast in wörtlichen Gegensätze zu jener von Potapenko in seiner „Familien-geschichte“ entwickelten schauerlichen Theorie, dass die Liebe, als auf „Idealismus“ beruhend, nothwendig mit der Zeit schwinden müsse, mithin der Wechsel geradezu geboten sei.



Kämpfe thun, und wenn Kinder vorhanden sind und der andere, schuldlose Theil hilfsbedürftig ist, soll er, soweit nicht die Gesellschaft hier eingreift, unterstützungspflichtig bleiben.

Auch die Lösung der Ehe aus blosser Leidenschaft für eine dritte Person, ohne die in reiflicher Prüfung gewonnene Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der Trennung, scheint mir nicht sittlich. Man hat zwar gesagt, es sei besser, dass Einer unglücklich werde, als Drei. Aber ein Unterschied bleibt zwischen unglücklich werden und mit Bewusstsein einen Unschuldigen unglücklich machen. Und ob zwei Menschen, die in sich die Kraft des Entsayens erkämpfen, darum unglücklich werden, den anderen unglücklich machen müssen — ob sie nicht vielleicht mit dem drückenden Bewusstsein einer Schuld in dem von Leidenschaft geschlossenen Bunde unglücklicher werden, das steht dahin. Aber es handelt sich hier um eine Gewissenfrage, die nur die Betheiligten selbst lösen können. Die Trennung kann subjektiv nothwendig werden, ohne objektiv sittlich zu sein, noch weniger, wenn aus Leidenschaft der Vater oder die Mutter ihre Kinder im Stiche lassen. Zweifellos unsittlich aber scheint es mir, aus auflackernder Lust nach einem „Neuen“ den anderen Theil zu verlassen, Kinder der fremden Hand oder der Verwahrlosung preiszugeben. Und gemein, so lange die Ehe besteht, sie kalten Blutes zu brechen. Ein Recht auf Liebe giebt es nicht und ohne Liebe kein Recht mehr auf eheliche Gemeinschaft: aber ein Recht auf Treue, d. h. Wahrheit. Und wer sich kalten Blutes dazu preisgiebt, eine fremde Ehe als Verführer zu schänden, ist für mich nichtswürdig. Hier langt der Spruch, dass „dem Reinen“ alles rein sei, mit dem moderne Sophistenweisheit jeden Schmutz decken möchte, nicht aus. Auch dem Reinsten kann nicht alles rein sein — wohl aber weiss der Untreue auch das Reinste zu beschmutzen. Die eventuelle Strafbarkeit des Ehebruchs halte ich daher für berechtigt. Mir erscheint danach die Ehe als eine Gemeinschaft, die rechtlich lösbar, sittlich vor leichter Lösbarkeit geschützt sein muss. Des zur Sicherung, wie aus statistischem Interesse, als Erkenntnismittel für den sittlichen Zustand der Gesellschaft, scheint mir die Förmlichkeit sowohl der Eheschliessung als der Lösung der Ehe werthvoll, wengleich sie für das Wesen der Ehe selbst so wenig nothwendig sind, wie etwa die Formen der kirchlichen Trauung.

Die Auflösung einer organisirten Gesellschaft erzeugt stets Theorien, die sich gegen jede gesellschaftliche Ordnung richten. Aus der Auflösung der feudalen Gesellschaft erstand der Liberalismus. Sein Ausläufer ist der Anarchismus. Noch hat die liberale Aera ihre Auflösungsarbeit, die in der Form des Kapitalismus allen reaktionären Widerständen zum Trotz ihren Gang geht, nicht vollendet. Aber gleichzeitig bilden sich die Ansätze zu einer neuen Organisation. Die Arbeiter organisiren sich in Gewerkschaften, Genossenschaften, als politische Partei. Das Kleingewerbe ruft nach obligatorischen Genossenschaften. Und das Kapital massirt sich in Aktiengesellschaften, organisirt seine Funktionen in Trusts und Syndikaten. Die Kräfte, die der Kapitalismus aus feudalen Banden halb gelöst hat, drängen nach voller Bethätigung in der Anwendung durch die Gesellschaft. So erwächst aus dem Kapitalismus der Sozialismus. Seine Entwicklungsphasen lassen sich nach Marx' Wort nicht überspringen noch wegdekretiren. Und aus der liberalen Freiheitslehre, die vergass, dass der Mensch ein Glied der Gemeinschaft ist, entwickelt sich die Lehre des Sozialismus von der Freiheit des Einzelnen neben der Freiheit der Anderen, vermittelt und gewährleistet durch die Unterordnung jedes Einzelnen unter die Lebensbedürfnisse der Gemeinschaft.

Ich bin mir wohl bewusst, keine absolute Entscheidung der Grenzfragen bieten zu können. Absolute Wahrheit giebt es selbst in der wissenschaftlichen Theorie nur in beschränktem Maasse. In der praktischen Ethik aber und der Sozialpolitik ist alles relativ und nach den Umständen zu bemessen, die sich in der Geschichte fortwährend neu gestalten. Mein Zweck war, die Vereinbarkeit und gegenseitige Bedingtheit der beiden

grossen Grundsätze darzuthun. Beweisen lassen sich sittliche Sätze dem, der jede sittliche bindende Norm leugnet, freilich nicht. Einem solchen sittlichen Nihilismus gegenüber bleibt die Diskussion so unfruchtbar wie die rein logische, wenn der andere Theil etwa den Satz der Identität oder auch die Existenz der eigenen Person bestreitet. Das richtet sich selbst durch seine praktische Widersinnigkeit.

Keine Freiheit ohne die Mittel der Kultur, d. h. ohne Gesellschaft. Und keine Gesellschaft ohne die Einfügung der Person in das beherrschende Getriebe des Gemeinlebens, dessen Aufgabe die Ermöglichung höchster Entfaltung für alle Einzelnen ist und die Verwirklichung der Gerechtigkeit: des möglichsten Gleichgewichts zwischen den Leistungen der Glieder und denen der Gesamtheit. Von der Gesellschaftsverfassung aber gilt, für absehbare Zeit wenigstens, Schillers Wort, dass diese für die beste zu erkennen ist, die Jedem erleichtert, gut zu denken, doch nie, dass er so denke, bedarf.

## Wieder in der Heimath.

### S k i z z e .

Von

Riva Buchholz

(Berlin).

O, gebt den Tod, denn Vergessen ist unmöglich,  
von Neuem kommen Gedanken mir ins Hirn.  
Wozu denn gottlos zerstören und zerbrechen  
alles, woran ich hing und womit ich nur leben kann?

In raschem Fluge trägt der Zug Gregor Alexandrowitsch Bolschow der Heimath zu. In dem Waggon dritter Klasse presst er sein Gesicht an die Fensterscheiben, sieht der ihm sonst so reizlos erschienenen Landschaft mit Entzücken nach und kann sich garnicht lösen. Der Anblick der heimathlichen Steppe lässt sein Herz rascher schlagen, und Freudenthränen fliessen unaufhaltsam an den bleichen, vorzeitig gefurchten Wangen herab, als wollten sie aus diesem Antlitz den bei den Jakuten und Samojeden durchlebten Kummer und das dort ertragene Leid wegwaschen. Fünf volle Jahre! Fünf der besten Lebensjahre, wo Jugendkraft aus jeder Ader quillt, die Gedanken zum Himmel emporstreben, die Phantasie keine Schranken kennt, alles sich in das eine Gefühl ergiesst: in das Gefühl grenzenloser Menschenliebe, wo wir die ganze Welt umarmen möchten und bereit sind, für unsere leidenden Mitmenschen Leib und Seele hinzugeben. Der bedauernswerthe Jakute, der stumpfsinnige Tunguse, das ist Deine Gesellschaft! Ihnen kannst Du Deinen Kummer anvertrauen, mit ihnen darfst Du Deine Gedanken, Hoffnungen und Deine Zuversicht theilen. Und diese langen Winternächte in der rauchigen, feuchten, gefrorenen Erdhütte, die der brausende Schneesturm umheult! . .

Müde, gebrochen, kehrt Gregor Alexandrowitsch in die Heimath zurück, die er als Jüngling in der fröhlichen Zuversicht der Jugend verlassen. Wo ist die eigne Kraft geblieben, auf die er soviel Hoffnungen gesetzt hatte? Wo ist die Gerechtigkeit, für die er heiss gekämpft? Wo sind die Kameraden, die für die heilige Idee der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit eintraten?

Ein kranker, kraftloser Bruder sendet Euch seine Abschiedsgrüsse! . .

Es war alles nur ein Traum, nur ein Alpdrücken. Er ist wieder in der Heimath. Die Nacht bricht herein. Mit geschlossenen Augen liegt er da und lässt die alten lieben Bilder der Vergangenheit an sich vorüberziehen. Deutlich steht das Bild des letzten Zusammenseins mit seinen Verwandten vor ihm. Tiefer, als jedes andere, hat es sich seinem Gedächtniss eingeprägt. Mehr als einmal hat er dort in der Verbannung das bittere Weh des Abschiedes wieder durchlebt. Die Mutter hielt ihn fest umschlungen, bedeckte sein Gesicht mit unzähligen Küssen und heissen Thränen. Ihm fällt ihr bleiches, kränkliches Gesicht ein und die leise zage Stimme, mit der sie ihn flüsternd beschwor: „Grischa, mein Kind, sieh Dich vor und denke an uns.“ Der Vater war wie immer düster und fest. Man sah keine Thränen, aber das Herz krampfte sich ihm schmerzhaft zusammen. So schmerzhaft, dass er beim Abschied sagt: „Grischa, vergiss nicht die Worte Deiner Mutter.“ Auch an die Grossmutter denkt er, aus deren Augen Thräne auf Thräne floss und die ihn segnete und unzusammenhängende Worte flüsterte: „Halte Dich abseits, — misch Dich nicht ein, — vergiss uns Alte nicht!“ Und an die Schwester denkt er. Brennende Röthe zeigte ihre Erregung, die sie zu verbergen suchte. O, wie oft entbehrte er dort im Norden, in der kalten, unwirhlichen Stube der selbstgebauten Erdhütte, ihre Gegenwart, ihr aufmunterndes, heiteres Gespräch, ihre warme Zärtlichkeit. Jetzt, wo das Widerschen so nahe bevorsteht, beruhigen sich seine Nerven, und das eintönige Rütteln des dahinfliegenden Zuges schläfert ihn allmählich ein. Aber auch im Schlummer verlässt ihn nicht die Erinnerung an die fünf Leidensjahre. Wiederum ist er in derselben Umgebung, aus der er sich erst kürzlich befreit hat. Ein strenger Forst! Die unendliche Schneefläche erstreckt sich bis zum Meere! Und er! Mit einem Pelzanzug bekleidet fährt er viele Werst auf einem kleinen Schlitten, der von vielen hintereinander angeschirrten Hunden gezogen wird, um sich etwas Hirschfleisch zu verschaffen. . . .

Fröstelnd sitzt er vor dem selbstgemachten Ofen und wärmt seine steifen Glieder. Der Wind ächzt und stöhnt um seine Hütte, als wollte er sich zu ihm durchdrängen. Schwermüthig blickt er nach dem Tisch hin, wo statt des Thees nur kochendes Wasser steht, und nach der leeren Schublade, wo vor einiger Zeit noch Ziegelthee war. Doch bald zaubert ihm seine Phantasie ein anderes Bild vor. Unerwarteter Besuch hat ihn aus dem Schlummer geweckt, bleich und verstört sitzt er da. Kalter Schweiss bedeckt sein Antlitz. . . .

Er hört eine laute Stimme, die ihm etwas befiehlt, und fühlt, wie eine harte Hand seine Schulter fasst. . . Er wacht auf. Bereits seit einigen Minuten rüttelt ihn der Schaffner derb an der Schulter, um den schlummernden Passagier nicht seine Station verschlafen zu lassen.

Der Gedanke, dass er am Ziele sei, entreisst ihn mit einem Ruck den drückenden Traumvorstellungen. Ein fieberhaftes Zittern überfällt ihn. Aufgeregt hastet er hin und her. Bald greift er nach seinen Sachen, bald beugt er den Kopf aus dem Wagenfenster, bis endlich der Gepäckträger seinen Koffer ergreift und nach dem Wartesaal trägt.

Es ist ein nebliger, trüber Morgen. Die Stadt erwacht eben, als Bolschow sich freudig mit dem Kissen und dem nicht allzu grossen Koffer, die sein ganzes Gepäck bilden, in eine holprige Droschke setzt und seinem Heim und seinen Eltern zufährt. Alles scheint ihm so bekannt, so lieb, die Häuser und die Leute, die ihm entgegenkommen. Dieses Schulmädchen hat ihn soeben angelächelt; „auch sie freut sich,“ denkt Bolschow, „dass ich wieder hier bin.“ Das Rollen der Räder hat einen Hund ans Thor gerufen, und der bellt dem Fremden nach. Aber dieses Bellen klingt in Bolschow's Ohren nicht feindselig — es klingt ihm wie ein Gruss.

Eilig zieht er die Glocke der Wohnung des alten lieben Hauses. Und auf die Frage des Mädchens: „Wer ist da?“ erwidert er aufgeregt: „Der Sohn ist angekommen; der Sohn.“ Er stürmt die Treppe hinauf. Seine Schwester fliegt ihm mit einem Schrei entgegen, aus dem man Freude und tiefen Schmerz heraushören kann. Dieser Schrei weckt ein schmerzliches Echo in seinem Herzen. Er hat nicht die Kraft, die weinende Schwester aus seiner Umarmung loszulassen. Warum weint sie? warum weint sie? Und wo sind die Anderen? Der Vater, die Mutter und die Grossmutter?

„Aber wo sind sie denn alle?“ schreit Bolschow auf. Er fürchtet sich. Was ist geschehen? Und die Antwort ist wieder ein Schrei, der sich der Brust der Schwester entreisst, ein wilder Aufschrei, wie wenn der Blitz einen jungen Baum durchfährt. Bolschow sinkt kraftlos auf einen Stuhl nieder. Der Kopf fällt auf die Hände, ein schwerer Seufzer entringt sich seiner Brust, und lautes Weinen erfüllt das Zimmer des öden Hauses.

## Rundschau.

### WISSENSCHAFT.

**Neuere französische Litteratur.** Die Entvölkerung Frankreichs ist Gegenstand des Nachdenkens vieler Franzosen. Eine ganze Litteratur ist darüber entstanden. Der Statistiker Dr. J. Bertillon polemisiert in der Tagespresse mit Paul Robin, dem Apostel des Malthusianismus in Frankreich. Er hat auch Widerspruch gegen Behauptungen erhoben, welche Dr. Javal in der Akademie der Medizin aufgestellt hat und hat seine Entgegnungen in einer Broschüre im Verlage von P. V. Stock veröffentlicht. M. Robin legt nicht Werth auf die Quantität, sondern auf die Qualität der Bevölkerung, und rath den Eltern, die Zahl ihrer Kinder zu beschränken und nur zu zeugen, wenn sie sich in gutem Zustande befinden. Herr M. Robin ist ein eifriger Verbreiter seiner Ideen und hat sie in der „Revue blanche“ und in der anthropologischen Gesellschaft von Paris vertheidigt, wo Dumont sein

Gegner wurde und zwar ein nicht immer höflicher Gegner.

In der „Revue Mensuelle de l'Ecole d'anthropologie“ kann man die erste Verlesung aus dem Kursus nachlesen, welchen Dumont über diesen Gegenstand in der anthropologischen Schule hält. Er studirt die Ursachen der Entvölkerung, als welche er besonders ökonomische Verhältnisse betrachtet. In einer nach dieser Richtung hin verstärkten Tendenz sieht er den Ruin Frankreichs und ist daher in grosser Sorge darum.

Dieselbe Meinung vertritt Roger Debury in seinem Buche: „Un pays de celibataires et de fils uniques“. Das Werk enthält sehr viel Emphase, Wortschwall und Deklamationen, weit mehr als Urtheile und Argumente. Es ist schwer festzustellen, ob zuweilen die Lektüre der Romane zur Wiederbevölkerung anregt, ob also in diesem Falle die Anhänger derselben sehr befriedigt sein können von einigen sehr sinnlichen Romanen, welche vor

Kurzen erschienen sind, z. B. von „Aphrodite“ von Pierre Lonys, die weit über Verdienst gerühmt worden ist. Das Buch enthält eine Reihe antiker Sittenbilde, welche den bedenklichen Fehler haben, wie kalte Steinmassen zu wirken. Sie haben ausserdem nichts Originelles, insofern man sie in den wissenschaftlichen Werken über die Prostitution im Alterthum ebenso ausführlich wiederfindet. Der grosse Erfolg, welchen das Buch gehabt hat, ist der Sinnlichkeit in der Schilderung des Liebeslebens zuzuschreiben. Lonys ist jung, was sein Werk samt den darin enthaltenen Untersuchungen über die Sinnlichkeit erklärt.

Von Lucien Muhlfeld haben wir ein Buch: „Le monde où l'on imprime.“ Es enthält litterarische Kritik und ist folglich zugleich Geschichtsbuch wie Dokument für die zeitgenössische Literaturgeschichte. Man kann nicht immer Geschmack finden an der geistreichen Kritik dieses Schriftstellers, dennoch macht es Vergnügen, das Buch zu lesen. Die Form ist nachlässig, manchmal eckig, aber wie sehr richtig sind die kritischen Bemerkungen im Grunde, und wenn auch nicht immer, so doch oft.

Obwohl das Buch dem Leser ein Bild giebt von unserer zeitgenössischen Litteratur, so wird man doch ein anderes, nämlich das von Adolphe Retté vorziehen. Dieser Dichter zeigt sich als einen unserer ersten Kritiker; er ist unparteiisch und nimmt auf Freundschaft und andere Beziehungen keine Rücksicht. Seine Studien sind tief, sie verrathen einen Menschen, der die Werke, von welchen er spricht, kennt und versteht. Es ist ein schönes, gutes Buch, welches man lesen muss, wenn man unsere zeitgenössischen Dichter und Romanschriftsteller kennen will. Ueber Zola und Mallarmé enthält es meisterhafte Abschnitte, voller Wahrheit.

Das soziale Problem ist immer die grosse Frage, für welche theoretische Lösungen nicht fehlen. Herr Louis Ulmo hat in „Le problème social“ eine solche gegeben. Dasselbe ist verschwommen mit einem Beigeschmack von mystischem Spiritualismus. Dies Buch wird die soziale Frage noch nicht lösen, es wird nicht einmal ein Beitrag dazu sein, und man hätte nichts verloren, wenn es nicht veröffentlicht wäre.

Kaum so viel Worte widme ich dem Werke C. Bouglé's über „Les sciences sociales en Allemagne“. Dasselbe ist kaum eine kritische Prüfung der Methoden zu nennen, welche gegenwärtig in Deutschland beim Studium und Unterricht in den sozialen Wissenschaften gebräuchlich sind. Wir können einem Studenten der Soziologie nicht

sehr anrathen, dies Buch mit Sorgfalt zu lesen.

Der Generalsekretär des nationalen Bundes der Arbeitsbörsen in Frankreich und den Kolonien Herr Fernand Pelloutier hat eine Monatsrevue der Sozialökonomie ins Leben gerufen „L'ouvrier des deux mondes“. Dies Werk, von dem die dritte Nummer erschienen ist, wird eine mächtige Hilfe für die soziale Umwälzung sein, welche von den Sozialisten erstrebt wird. Es ist sehr gut, und da es sich nur an das ökonomische Gebiet hält, so bietet es keine Handhabe für die inneren Kämpfe der politischen Koterieen. Die französische Arbeiterwelt hat die Revue sehr gut aufgenommen, da sie nützliche Belehrung über den Lohn, die Kooperation, die Lebensbedingungen der Arbeiter daraus schöpft. Wir sind überzeugt, dass diese Revue zu einem langen Leben und grosser Verbreitung berufen ist.

„Contre l'argent“ ist eine Anklage, welche Urbain Gobier, ein verwiesener Reaktionsär, gegen den gegenwärtigen sozialen Staat erhoben hat. Die grosse Heftigkeit derselben zeigt sich weniger in den Ausdrücken, als im Kernpunkt. Stände der Name eines Sozialdemokraten wie Lafargue oder eines sozialistischen Anarchisten wie Krapotkin auf dem Umschlag dieser Broschüre, so würde der Leser keineswegs erstaunt darüber sein. Im Gegentheil, man ist ganz verblüfft, dass diese heftige Schmähschrift gegen die Geldmensen, die hohe Obrigkeit, Politiker, Militärs, Journalisten von einem Reaktionsär und noch dazu von einem jungen Royalisten verfasst ist; „Contre l'argent“ wird viel von den Konservativen gelesen werden und wird somit eine ausgezeichnete Wirkung haben, wie die Sozialisten, eine sehr schlechte, wie die gegenwärtigen Stützen der Gesellschaft sagen werden.

A. H.

## KUNST.

**Malerei.** Im Januarheft versuchten wir die Wandlungen in der Malerei der letzten Zeit in grossen Zügen zu charakterisiren. Die Ausstellungen in den Berliner Salons von Gurlitt und Schulte in den ersten Monaten dieses Jahres boten ausgezeichnetes Material, dies nach verschiedenen Seiten zu ergänzen. — Wenn man über dem Trennenden, das die verschiedenen „Richtungen“ in der modernen Malerei so weit aus einanderfallen lässt, das bezeichnen will, was sie insgesamt als modern von den vorangehenden Epochen abhebt, so könnte dies nur in dem immer klarer und bewusster

auf tretenden Bestreben gefunden werden, die spezifisch malerischen Wirkungen herauszuarbeiten. Hier liegt das Kriterium, an dem gemessen eine neu aufkommende Bewegung sich als Rückschritt oder Fortschritt erweisen muss. Dies ist aber auch der Zielpunkt, zu dem alle Strömungen in ihrer Konsequenz hinführen. Auch der Naturalismus, der Ausgangspunkt modernen Schaffens, entfaltet sich immer entschiedener in dieser Richtung. Es ist klar, dass er seinen Ursprung der Absicht verdankt, an die Stelle einer in kraftloser Nachahmung herabgekommenen Idealkunst die Natur zu setzen, in ihrer schlichten Grösse eine dem modernen Empfinden entsprechende Schönheit zu finden. Man glaubte dazu nur nöthig zu haben, sie möglichst so wiederzugeben, wie sie dem treu beobachtenden Auge erscheint. Je weiter man kam, um so mehr verinnerlichte sich diese Kunst. Die feinen Stimmungen, das köstliche Spiel des Lichts in der Luft, die sich wie ein vermittelnder Schleier um die Dinge legt, wurden nun entdeckt, und dies zu geben, die „Seele“ der Natur und der Dinge in das Werk zu bannen, schien die einzige Aufgabe der Kunst. Dass Alles darstellbar sei, wenn es nur charakteristisch wiedergegeben würde, wurde dementsprechend der erste Grundsatz.

Aus dieser Objektivität führt ein Um-schwung der Werthung zu einer immer stärkeren Betonung des Subjekts, so dass man zuletzt das Werk nur noch als eine Manifestation einer Künstlerseele erfasst.

Daneben aber führen auch zwei andere Momente zu der Einschränkung und Verfeinerung des Naturalismus. Das erste ist seine direkte Folge: Das strenge Studium der Natur erzog in den Malern ein so differenziertes Gefühl für feinste Farbennuancen und ihre Harmonie, dass jede Härte für die gesteigerte Sensibilität unerträglich und die harmonische, in sich geschlossene Farbengebung eine nicht zu umgehende Bedingung wurde.

Andererseits verliert die unbedingte Naturanbetung ihre Kraft. Man besinnt sich, dass es nicht das letzte Ziel der Kunst sein kann, nur eine Wiederholung der Natur zu sein. Ein Bild muss als Bild eine fertige Wirkung haben. Es hat dekorative Aufgaben. Es muss sich in seinen Rahmen, in die ganze Umgebung einordnen. Und daher muss, so sehr man sich dagegen wehren möchte, „komponirt“ werden. Diese Ansprüche an Bildwirkung und harmonische „Stimmung“ mit der naturalistischen Forderung der Naturwahrheit zu versöhnen, das ist

das Problem, vor dessen Lösung der naturalistische Künstler heute steht.

Einige kleinere Werke Max Liebermanns und eine Anzahl von Aquarellen Ludwig Dills konnten in ihrem Gegensatz diese Entwicklung deutlich machen. Liebermann ist mehr der Psycholog, Dill in erster Linie der Maler; beide sind in ihrer Richtung vollkommen. Liebermann umfasst die ganze Natur; ihr Wesen in allen ihren Erscheinungen zu enthüllen ist sein Prinzip. Er versenkt sich völlig in die Dinge und sucht sie in dem ihnen eigenen Charakter darzustellen. Und doch lebt in jedem seiner Werke sein warmes Empfinden; ein unendliches Mitleid schwebt als Oberton mit. Gerade diese rein menschliche Qualität verleiht seinen Bildern den feinen Reiz. Technisch sind sie von einer erstaunlichen Kraft. Die Farben der Natur sind zurückgeführt auf ganz wenige Haupttöne. Grau ist die dominante, etwas zu eintönig für den wieder farbenfroheren Sinn der letzten Zeit. — Zwei Beispiele aus den letzten Ausstellungen: Da sitzt eine Frau Netze flickend am Meeresufer. Weithin dehnt sich tiefgrün die Ebene; die blaugraue Wolkenwand lastet schwer darauf — das ist in zwei Farben eine Natur von unheimlich niederdrückender Stimmung. Oder er malt eine „Holländische Nähsehule“: In das Schulzimmer luthet das Licht in breitem Strome durch die Fenster. Es ist Nachmittags-sonne: Weich legen sich ihre Strahlen auf die Tische und spielen um die weissen Häubchen der Mädchen; die warme Luft flimmert und drückt einschläfernd auf die gebeugt Sitzenden.

Dill ist Liebermann gegenüber einseitig. Die Natur seiner Landschaften ist fast stets dieselbe, schlicht und crust, ohne Sonnenschein und bunte Farben, fern von dem Geräusche der Stadt. Ein melancholischer Träumer lebt in ihnen. Aber diese Werke sind malerische Offenbarungen; alle die oben gezeigten Schwierigkeiten sind hier überwunden. Es sind „Motive aus Dachau und Umgebung“, meist tiefbraunes oder schwärzliches Moorland, darüber in niedrigem Zuge dunkle Regonwolken, die Luft von Feuchtigkeit gesättigt. Hier geht der Blick auf ein Dorf, das hinter Bäumen liegt und nur mit den rothen Dächern herüberwinkt; dort liegt in tiefem Schweigen ein kleiner See, in dessen dunklem Wasser die Bäume und die grossen weissen Blumen am Ufer sich spiegeln, mit einem Durchblick auf das weite Land; auf einem andern Bild sieht

man nur ein paar niedrige Hügel mit Blumen.

Auch Dill's Bilder sind gehalten in der Farbe, auf einen dunklen Grundton gestimmt und mit wenigen Nuancen. Aber wie aus diesen Mitteln eine reich gegliederte Farbenharmonie geschaffen ist, mit feinstem Gefühl für Farbwerthe und malerische Komposition, mit einer grosslinigen und sicheren Zeichnung, das ist grosse Kunst. Liebermann's Kunst war zunächst darauf aus, den Stimmungsgehalt etwa der Schutzscene zu malen, Dill will über diese Wahrheit hinaus. Ihm ordnen sich die Elemente der Natur, die auch er in ihrem Wesen zu geben sucht, zu einem polyphonen Hymnus. Seine Farbe hat Seele, Ausdrucksgehalt; jenes Braun auf dunklem Grunde, diese weissen Blumen neben dem Wasserspiegel berauschen ihn. Und sie ist zum herrschenden Prinzip erhoben. Ihre Komposition bedingt die Wahl und die Durchführung des Motivs.

Man muss auch wohl Dill noch als Naturalisten bezeichnen. Seine Bilder geben die Natur so wie sie sich dem Auge bietet. In dem Drange, über die Naturnachahmung zu einem neuen Stil zu kommen, weichen andere Künstler aber auch bewusst von den Formen der Natur ab und gehen zu direkter Stilbildung über. Ludwig von Hofmann und Walter Leistikow brachten Werke zur Ausstellung, die zwei verschiedene Wege deutlich kennzeichneten. Ludwig von Hofmann kommt direkt zu freien Phantasiebildungen. Er zeigte freilich auch Landschaften, in denen sein kühner Farbensinn sich nur in der stärkeren Betonung der natürlichen Farben bekundete. Für unsere Betrachtung wichtiger aber erschienen die kleinen Entwürfe von Ideallandschaften, in denen er völlig frei den Eingebungen seiner Phantasie folgte. Sein ausserordentlicher Reichthum in der Erfindung und sein Gefühl für die Harmonie der Farben liessen ihn oft bei grosser Fülle und Divergenz der Farben dekorativ sehr wirksame Bilder finden. Waren sie auch bisweilen ohne den intimen Reiz der naturalistischen Landschaften, so haben sie doch grosse Bedeutung gerade in unserer Zeit, in der man wieder Freude an vollen Farben empfinden lernt.

Strenger, vorsichtiger und deshalb voraussichtlich mit nachhaltigerem Erfolge geht Leistikow vor. Er ist einer der emsigsten und sympathischsten Sucher unter den Jüngeren. Sein Ruf als feinsinniger Naturalist, als intimer Schilderer stiller Waldwinkel und

einsamer Weiher ist fest begründet. Ohne diesen festen Boden zu verlassen, ist er dann den Aufgaben der Stilbildung nachgegangen. Seine Arbeit zielt nach zwei Richtungen: Vorbilder für die technischen Künste mit landschaftlichen Motiven zu schaffen, und auch in der reinen Landschaft einen Stil zu entwickeln. -- Zur Kennzeichnung der ersten Art hingen zwei Bilder nebeneinander, „Der Heimath zu“. Das eine ein ausgeführtes Bild: in niedrigem Strich ziehen drei Schwäne über das tiefblaue Meer, mit wundervollen Silhouetten im Licht der sinkenden Sonne. Als dekorativer Entwurf war dasselbe Motiv mit starken Unrisslinien in möglichster Vereinfachung gezeichnet, ebenso in den Farben auf wenige, scharf erkannte Haupttöne zurückgeführt, und so bei festgehaltener Naturstimmung die technische Ausführung ermöglicht. -- Schwieriger zu behandeln und auch weniger klar in ihren Zielen sind die Versuche der anderen Art. Zwei grosse Landschaften aus dem Grünwald vermochten nicht völlig rein zu wirken. Die Bäume waren stilisirt, die wunderlichen zackigen Verästelungen der Kiefer scharf aus dem Grün herausgehoben. Die Abendstimmung wirkte durch ihre feierliche Ruhe. Der Waldsee liegt schon im Dunkel, unbeweglich. Langsam klimmen die letzten Strahlen an den Stämmen empor und lassen sie roth erglühen. Tief hinein in den Wald führt eine Schlucht, ein geheimnissvoller Schauer geht von ihr aus. -- Aber es blieb doch ein Rest des Zweifels. Es fehlte den Bäumen zu sehr die Körperlichkeit; wenn der Künstler sie auch aus dekorativen Gründen ganz flach modellirt hatte, so konnte man sich doch von der Nothwendigkeit, sie so zu bilden, nicht überzeugen.

Ein voller Erfolg lohnte ihn aber in einer Flusslandschaft. Der Abend sinkt nach einem regenschweren Tage hernieder. Zer-rissenes Gewölk steht an dem gelb strahlenden Himmel, der sich mit doppelter Klarheit in dem breiten, unbewegten Flusse spiegelt. Feuchtblaue Schleier ziehen sich um die braunen Kähe vorn und das Dorf am Ufer drüben. Alles das war breit und ohne Detail mit kräftigen Farben gemalt, dabei doch von frappanter Wirkung. Besonders fiel auch die geschickte Wahl des Bildmotivs auf. Es war dicht über dem Ufer abgeschnitten, so dass das ganze Leben sich auf dem Wasserspiegel konzentrirte.

In dieser kraftvollen Art, die mit Weglassung alles irgendwie Entbehrlichen die Naturstimmung erschöpfend zu geben vermag, scheint Leistikows Ziel zu liegen.

O. K.

## BÜCHER.

**Berthold Otto: Der Umsturz.** Briefe und Gespräche. Leipzig, Albert Wernecke. (VII u. 220 S.).

Nach den blöden Machwerken der Richter und Gregorovius einmal ein von bürgerlicher Seite unternommener Versuch, mit Ernst und ohne allzuviel Vorurtheile ein sozialistisches Zukunftsbild zu zeichnen. Der Verfasser giebt eine mit vielem Scharfsinn ausgeführte Schilderung sozialistischer Produktions- und Vertheilungsweise, die sich nicht nur von dem gehässigen Unsinn kapitalistischer Skribenten unterscheidet, sondern auch vor den mitunter phantastischen oder gewaltsamen Voraussetzungen mancher Utopie-Schilderer von unserer Seite sich vortheilhaft auszeichnet. Sie zeigt, das auch in der sozialistischen Gesellschaft mit Wasser gekocht wird, und weder die berühmten „Engel“ noch das „Zuchthaus“ als Voraussetzungen des Sozialismus erfordert werden.

Originell ist auch mehrfach die Kritik der heutigen Zustände, sehr hübsch durchgeführt die kapitalistische Verzerrung der Religion am Beispiel des Vaterunsers.

Uebertrieben ist mitunter die Neigung zu kleinlicher Schilderung von Einzelheiten, ziemlich willkürlich die Annahme einer gegen heute stark gesteigerten geschlechtlichen Zügellosigkeit — wie es mir selbstverständlich überhaupt fernliegt, irgend welche der Einzelausführungen des Verfassers mir oder gar der Partei zu eigen machen zu wollen.

Ganz unvermittelt neben dem anderen geht ein geradezu romantischer Hohenzollern-Kultus einher, der sich auch in dem Landwirtschaftsminister des Zukunftsstaats verkörpert und schliesslich infolge gröblicher Verletzung der bäuerlichen Interessen durch die Regierung zum Umsturz der rothen Republik und ihrem Ersatz durch ein sozialistisches Kaiserthum führt. So unmotivirt das im ganzen Zusammenhange ist, so wird es auch zum Fallstrick für die Erzählung selbst, die sich sonst recht geschmackvoll im Briefwechsel zwischen einem individualistisch gesinnten, dabei ehrlichen und zur Mitarbeit bei den neuen Einrichtungen bereiten Rechtsanwalt in der Provinz und einem sozialistisch gesinnten, dabei bis in die Knochen königstreuen Berliner Rentner abspielt.

Zum Schlusse zieht der Kaiser jubelnd begrüsst in sein getreues Berlin ein und regiert nun sozialistisch über ein dankbares und glückliches Volk. „Und wenn sie nicht gestorben sind, dann leben sie noch heute.“

Ja, der Sozialismus sickert immer weiter. Selbst die alten „patriotischen“ Phrasen halten ihn nicht mehr auf. Schliesslich wird er sie auch noch aus den Köpfen ihrer ehrlichen Bekenner hinwegschwemmen und eine geläuterte nationale Gesinnung an ihre Stelle setzen.

Freunden erster Unterhaltungslektüre, wie allen Liebhabern der Speisen aus der Zukunftsküche sei das Buch empfohlen.

S. K.

## REVUEN.

In No. 14 der „Hilfe“ giebt ein Lehrer ergreifende Bilder aus der Armenschule, deren Trübe so recht von dem Glanze der ruhmreichen Centenarfeier absticht. Kein Frühstück, kein Griffel, im Unterricht schlafen todmüde Kinder, die spät in der Nacht vom Kegelaufsetzen oder Streichholzverkaufen heimgekommen sind. Da kommen frierende Kinder zu früh zur Schule, weil es zu Hause kalt und leer ist, dort läuft ein Kind in der Pause nach Haus, um zu „kochen“. Eine Junge hat keine Tafel, er will sie mit Schneeschuppen verdienen und hat „schon acht Pfennig gespart“. Ein anderer erwartet ein Tafelschwämmchen als Weihnachtsgeschenk, „jetzt haben wir kein Geld“. „Wir haben keinen Tisch.“ Und so fort in der grenzen- und trostlosen Oede des Elends. „Ohne den Sonnenschein der Mutterliebe wachsen die Kleinen oft auf, früh zieht in ihr junges Leben die Hoffungslosigkeit ein; wie eingehende Pflänzlein verkümmern sie geistig und sittlich, und nicht selten entwickeln sich in ihnen im zartesten Alter die Keime zum Verbrecherthum . . . Wirf einmal einen Blick in die Wohnung dieser Kinder. Sie liegt im Keller. Das Licht des Tages dringt kaum hinein. Vier kahle Wände starren Dich an. Auf einem Strohsacke harren sie stumpf und frierend. Ein Geruch von Feuchtigkeit und kalt gewordener Asche schlägt Dir entgegen. Ein paar Holzstühle, ein Ofen, eine als Tisch dienende grosse Holzkiste bilden die ganze Ausstattung des „Zimmers“, das als Küche, Wohn- und Schlafraum benutzt wird . . . Kein Geld! wenn draussen der Winter sein eisiges Scepter schwingt und die Natur todtenweiss umhangen ist. Wie grausam bitter muss es da im Kellerstübchen sein! Und solche erschütternden Bilder des sittlichen und sozialen Elends kann der Lehrer der Armenschule tagtäglich vor Augen sehen.“ Trotz alledem haben wir „heidenmässig“ viel Geld für Flottenzwecke und nationale Prunkfeiern. Oder vielmehr wir sind ja ein christlicher Staat. Was ihr gethan habt dem Geringsten unter diesen, das habt ihr mir gethan!

e. h.



Die 10. Publikation des „Musée Social“ beschäftigt sich mit der Lage der deutschen Konfektionsarbeiter und bringt, neben einer gedrängten Vorgeschichte, eine übersichtliche Darstellung des Streiks vom Frühjahr 1896. Man ist mit grosser Sachlichkeit und anerkennenswerther Gründlichkeit zu Werke gegangen. Das reiche Material, auf dem der Bericht sich aufbaut, ist amtlichen und privaten Veröffentlichungen von unbedingter Zuverlässigkeit entnommen. Es vermittelt auch dem völlig Unkundigen ein zutreffendes Bild von der trostlosen Lage der fraglichen Arbeiterschaft einerseits, der Ausbeutung und öffentlich festgestellten Unzuverlässigkeit und Wortbrüchigkeit der betr. Unternehmer andererseits. — Uebertrieben ist die Sentimentalität, die aus den Berliner Konfektionsarbeiterinnen, besonders den Heimarbeiterrinnen, arme, hilflose und durchaus ununterrichtete Geschöpfe macht, von denen „eine nie eine Zeitung gelesen hatten“. Das dürfte kaum für ländliche Bezirke, geschweige denn für Berlin zutreffen. Die Gepflogenheit des Zeitunglesens hat sich in unserm helesenen Deutschland so eingebürgert, dass, nach meinen Erfahrungen, Leute, selbst wenn sie das Brot nicht über Nacht haben, auf ein Minimum geistiger Nahrung, wie immer sie auch beschaffen sei, nur schwer verzichten.

Auch der Wunsch des Verfassers, dass sich für diese Unglücklichen gleichwie in England edle Frauen finden möchten, die sich der Sache der Armen mit voller Hingabe widmen, ist gut gemeint. Er dürfte bei der Grundverschiedenheit der englischen und deutschen Verhältnisse weder im bürgerlichen Lager, noch weniger aber in den Reihen des Proletariats den geeigneten Widerhall finden. Das soziale Wirken der Frau des deutschen Bürgerthums krankt noch allzu sehr an „Wohlthätigkeitsvorstellungen“, während andererseits die Führerinnen des Proletariats eifersüchtig darüber wachen, dass ihnen keiner harmoniedusterisches Unkraut in den Weizen ihres Klassenkampfstandpunktes sät.

Offenbar auf falscher oder mindestens falsch verstandener Information beruht eine Lohnangabe des Berichtes. Es handelt sich dort um Beinkleider, die mit 20 Pf. Arbeitslohn per Stück ausgeführt sind. Die Lohnangabe stimmt. 20—25 Pf. werden nach übereinstimmenden Berichten, wie auch nach meinen eigenen Erfahrungen für Beinkleider aus Leinen oder Drell bezahlt. Doch kann eine tüchtige Arbeiterin nicht 5, wie der Bericht meint, sondern 10—12 Paar in 12 bis 15 Stunden Arbeitszeit fertig stellen.

Schliesslich sei noch auf die ganz ungehörige Milde hingewiesen, mit der der Ver-

lauf der Arbeiten der Kommission für Arbeiterstatistik nur erwähnt, aber keineswegs kritisiert wird. Dieser Kommission, die während eines vollen Jahres sich mit der Konfektionsarbeiterfrage beschäftigt und das spärliche Ergebniss ihrer Arbeit dann in irgend einem ministeriellen Aktonschrank vergraben hat.

h. f.

Anschliessend an die beweglichen Klagen der Bäckermeister über den Maximalarbeitstag und den dadurch unvermeidlich gewordenen Untergang des Gewerbes, wie auch an die Ergebnisse der Enquête der Berliner Bäckereiarbeiter, dürfte es angezeigt sein, die Aufmerksamkeit auf eine gegenwärtig in den „Deutschen Worten“ erscheinende Artikelreihe zu richten, die die Verhältnisse im Wiener Bäckergewerbe zum Gegenstand hat. Nach einer sorgfältigen Ermittlung der Zustände im Klein- und Grossbetrieb kommt der Verfasser zu der Ueberzeugung, dass im Bäckereigewerbe alle Nachtheile auf Seiten des Klein-, alle Vortheile auf Seiten des Grossbetriebes zu finden seien. Weite, luftige Räume, Ersetzung der mühseligen und anstrengenden Hand- durch Maschinenarbeit, geregelte Arbeitszeit, gute Löhne: das zeichnet den Grossbetrieb vorthelhaft aus. Dazu kommt ein anderes. Der kapitalkräftige Grossbetrieb ist den Unbilden der Konjunktur lange nicht so sehr unterworfen wie der Kleinmeister, der seinen Mehlbedarf nur in kleinen Quantitäten und zu vergleichsweise höheren Preisen decken muss. Dies und die Vortheile des maschinellen Betriebes gestatten es den Grossunternehmungen, ihre Produkte zu billigeren Preisen an den Markt zu bringen. Garnicht hoch genug anzuschlagen sind ferner die gesundheitlichen Vortheile, die das kaufende Publikum bei Produkten des Bäckereigrossbetriebes geniesst. Pro. Max Gruber sagt darüber: „Klein- und Grossbetrieb in der Lebensmittelindustrie vom hygienischen Standpunkte. Die Behandlung des Brodteiges mit den Händen, das Kneten mit den Händen ist durchaus nicht appetitlich. Es ist eine schwere Arbeit, dabei schwitzen die Leute, der Schweiss fällt in den Teig, ebenso Schmutz und Hautschuppen. Die Sache wird noch unangenehmer, wenn die Hände nicht gesund sind, und das ist bei Bäckern nichts Seltenes.“ Das sollte sich das kaufende Publikum gut merken. Und wenn es erst einmal einen Blick in das Innere der Backstuben der kleinen Betriebe werfen könnte, dann würde es unablässig nach Reformen schreien, die in erster Linie ihm selbst, vor allen Dingen aber den Bäckereiarbeitern in gesundheitlicher und moralischer Beziehung zu gute kommen würden.

h. f.

# Bibliographie.

## Bibliographie der Sozialwissenschaften für das erste Quartal 1897.

(Zusammengestellt nach Mittheilungen des Soziologischen Antiquariats zu Berlin.)

### I. Sozialismus.

- Adler, Prof. G. Louis Napoleon als Staatssozialist. (Die Zukunft No. 19.)
- Alberti, Conrad. Die Sozialisten. (Neue Revue, VIII, No. 1.)
- Bernstein, Ed. Klassenkampf und Kompromiss. Eine Antwort auf Giovanni Lerdas Artikel über die Taktik der sozialdemokratischen Partei. (Die Neue Zeit, 15. Jahrg. I. Bd. S. 516.)
- Derselbe. Die deutsche Sozialdemokratie in englischer Beleuchtung. (Die Neue Zeit, 431.)
- Derselbe. Zur Vorgeschichte des Gothaer Programms. (Die Neue Zeit, 466.)
- Derselbe. Probleme des Sozialismus. (Die Neue Zeit, 772.)
- David, Eduard. Die Marxistische Sozialdemokratie des Herrn Max Lorenz. (Sozialistische Monatshefte, 1897, No. 1.)
- Diehl, Prof. Dr. Karl. Sozialismus und soziale Bewegung im 19. Jahrhundert. (Preussische Jahrbücher, 319.)
- Engelmann, P. Zwei sozialdemokratische Bauernkongresse in Ungarn. (Die Neue Zeit, 811.)
- Graue, Dr. Wirthschaftliche Lebenslage und sittliche Charakterbildung. Ein Wort gegen die Verirrungen des modernen Sozialismus. gr. 8. 20 S. Chemnitz, F. W. Kasten. (—, 20 M.)
- Hüter, A. Die Sozialdemokratie in Mecklenburg. Ein Beitrag zu ihrem 25jährigen Jubiläum. 47 S. Lübeck, Meyer & Co.
- Katzenstein, Simon. Sozialismus in der Sozialdemokratie. (Sozialistische Monatshefte, 1897, No. 1.)
- Derselbe. Freiheit und Ordnung. (Sozialistische Monatshefte, 1897, No. 3.)
- Kautsky, K. Utopischer und materialistischer Marxismus. (Die Neue Zeit, 716.)
- Krausz, Agrarsozialismus. (Ohne Staat, I, No. 8.)
- Lerida, G. Die Taktik der sozialdemokratischen Partei. (Die Neue Zeit, S. 420.)
- Mehring, Dr. Fr. Vor dreissig Jahren. (Zur Geschichte der deutschen Sozialdemokratie.) (Neue Zeit, 705.)
- Derselbe. Die Klotz'sche Methode. (Erwiderung auf Wenckstern „In eigener Sache“.) (Die Neue Zeit, 534.)
- Derselbe. Nietzsche gegen den Sozialismus. (Die Neue Zeit, 545.)
- Derselbe. Politik und Sozialismus. (Bespr. v. Sombart, Sozialismus und soziale Bewegung im 19. Jahrh.) (Die Neue Zeit, 449.)
- Memminger, Anton. Sozialistische Briefe aus Amerika. 3. Aufl. gr. 8. IV u. 133 S. Würzburg, Memminger. (1 M.)
- Mittelstaedt, Otto. Der Sozialismus und die gebildeten Stände. (Die Zukunft No. 19.)
- Müller, Dr. Hans. Ein wiedergefundener Aufsatz von Karl Marx. (Die Zeit, No. 122. ff.)
- Neisser, G. Sozialismus im 19. Jahrhundert. (Die Nation, 6. Febr.)
- Nestor. Die Coullissen der Sozialdemokratie. (Die Gegenwart, 1897. Heft 7.)
- Pernerstorfer, E. Die Sozialdemokratie und der österreichische Wahlkampf. (Soziale Praxis, Sp. 625.)
- Richter, Eug., Reichst.-Mitglied. Gegen die Sozialdemokratie. gr. 8. 30 S. Berlin, Verlag „Fortschritt“, A.-G. (—, 30 M.)
- Schwechler, Karl. Kannst Du einen Sozialdemokraten wählen? Als Anhang: Wahlkatechismus für die 5. Kurie. 16. 84 S. Graz, U. Moser. (—, 16 M.)
- Sombart, Prof., Werner. Sozialismus und soziale Bewegung im 19. Jahrhundert. Mit Diskussion. Bern, Steiger & Co. 86 S. (—, 60 M.)
- Derselbe. Sozialismus und soziale Bewegung im 19. Jahrh. Nebst einem Anhang: Chronik der sozialen Bewegung von 1750—1896. 3.—12. Tausend (Volksausgabe.) IV u. 89 S. Jena, G. Fischer. (—, 50 M.)
- Vandervelde, E. Der Agrarsozialismus in Belgien. (Die Neue Zeit, 710, 750.)

- Walcker, Priv.-Doz. Dr. Karl. Karl Marx. XVII u. 43 S. Leipzig, Rossberg. (1,20 M.)  
 Wenckstern, Dr. v. In eigener Sache. (Betr. d. Verf. Buch: „Marx“.) (Die Neue Zeit, 492.)  
 Wermert, Dr. Geo. Pro societate. Zwei Abhandlungen. I. Ueber den christlichen Sozialismus und seine wirthschaftliche Bedeutung. II. Zur Würdigung des Rodbertus und seines Staatssozialismus. 171 S. Halle, C. A. Kaemmerer & Co. (2 M.)

## II. Theorie und Geschichte der Volkswirtschaft.

- Franke, J. H. (H. Wortmann): Staats- u. Gesellschaftsordng. 2. Heft. Zürich, H. Wortmann.  
 Gömöry, v. Der Preis als selbständige Kategorie. (Conrad's Jahrbücher. H. 2.)  
 Kampffmeyer, Paul. Ein Wort über den Zusammenhang von Theorie und Praxis in der sozialen Frage. (Sozialistische Monatshefte, 1897, No. 1.)  
 Katzenstein, Dr. Louis. Friedrich List. Zur Erinnerung an seinen 50jährigen Todestag. 44 S. (Volkswirtschaftliche Zeitfragen, Berlin, C. Simion.)  
 Lafargue, Paul. Die ökonomischen Funktionen der Börse. Ein Beitrag zur Werththeorie. (Die Neue Zeit, 6. Jahrg., 12. Heft, S. 645.)  
 Ofner, J. Volkswirtschaft. Betrachtungen. gr. 8. V u. 520 S. Leipzig, O. Mutze. (8 M.)  
 Pesch, Heinrich, S. J. Lohnvertrag und gerechter Lohn. (Stimmen aus Maria Laach. 1.—3. H.)  
 Philippovich, Prof. Dr. Eugen v., Grundriss der politischen Oekonomie. 1. Bd. Allgemeine Volkswirtschaftslehre. 2. Aufl. 3. (Schlus-) Abtheil. XII und S. 289—392. Freiburg i. B., J. C. B. Mohr. (2,70 M.)  
 Roscher, Wilh. System der Volkswirtschaft. I. Bd. Grundlagen der Nationalökonomie. 22. Aufl. v. Rob. Pöhlmann. gr. 8. XIV, 857 S. m. Bildniss. Stuttg., J. G. Cotta Nachfl. (11 M.)  
 Schmidt, Dr. Conrad. Grenznutzpsychologie und Marx'sche Werthlehre. (Sozialistische Monatshefte, 1897, No. 1.)  
 Schulze, Dr. Ludw. Heinr. Erörterungen über Begriff und Eintheilung der Bedürfnisse des Menschen. XI, 136 S. Heidelberg, J. Hörning in Komm. (2 M.)  
 Simmel, G. Geld. Die Bedeutung des Geldes für das Tempo des Lebens. (Neue deutsche Rundschau, 1897, Heft 2.)  
 Sieveking, Die Genueser Seidenindustrie im 15. u. 16. Jahrh. Zur Geschichte des Verlagsystems. (Schmoller's Jahrb. H. 1.)  
 Steffen, G. F. Marx' Einleitung zu seiner Werththeorie. Einige kritischen Bemerkungen. (Sozialistische Monatshefte, 1897, No. 2.)  
 Sulzer. Bezüge und Aufgaben der Gesellschaftswissenschaft (Schluss). (Zeitschrift für Volkswirtschaft, Sozialpolitik und Verwaltung. H. 1.)  
 Wagner, Prof. Dr. Adolph. Unternehmergewinn und Arbeitslohn. Rede. gr. 8. 19 S. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. (—, 10 M.)  
 Webb, Sidney. Der Minimallohn. (Die Zeit, No. 118 ff.)

## III. Wirthschaftliche Arbeiterbewegung.

- Arbeitseinstellungen und Aussperrungen, Die, im Gewerbebetriebe in Oesterreich während des Jahres 1895. Hrg. v. statist. Departement im k. k. Handelsministerium. gr. 8. 300 S. Wien, A. Höld r. (2,— M.)  
 Berthold, Landr. P. Der Spar- und Bauverein zu Blumenthal bei Bremen. gr. 8. IV, 160 S. mit 4 Taf. u. 2 Grundrissen. Hannover, J. C. König & Ebbardt. (1,20 M.)  
 Egidy, v. Hamburger Streik. Ernste Gedanken. (Versöhnung 8.)  
 Ehrenberg, Dr. Richard. Der Hamburger Hafenstreik. (Die Zeit, No. 118 ff.)  
 Elm, A. v. Lehren des Hamburger Streiks. (Sozialistische Monatshefte, 1897, No. 2.)  
 Flürscheim, M. Die Zukunft der Konsumvereine. (Die Kritik 120.)  
 Gerhard, Adele. Einige Worte zur Genossenschaftsfrage. (Sozialistische Monatshefte, 1897, No. 3.)  
 Heinrich, A. Ein Generalstreik in Hamburg vor hundert Jahren. (Die Neue Zeit 507.)  
 Hoch, G. Der Streik der Diamant-Arbeiter in Hanau. (Die Neue Zeit, 693.)  
 Jastrow, Dr. J. Die Lehren des Hamburger Hafenstreiks. (Soziale Praxis 473.)  
 Ingwer, Dr. J. Der zweite österreichische Gewerkschaftskongress. (Die Neue Zeit 539.)  
 Kongress christlicher Bergarbeiter in Deutschland. (Soziale Praxis 483.)

- Krecke, Landger. R. H.: Die genossenschaftliche Ordnung der Wirthschaft. 26 S. Fragen des öffentl. Lebens. Hrsg. v. Dr. Rich. Wrede. 11. Heft. gr. 8. B., Kritik-Verlag. (—, 50 M.)
- Krejcsi, Dr. E. R. J. Der ungarische Feldarbeiter-Kongress. (Soziale Praxis 497.)
- Mataja, V. Die gewerblichen Arbeitseinstellungen in Oesterreich 1895. (Conrads Jahrbücher H. 2.)
- Mauerer, H. Die nächsten Aufgaben der deutschen Gewerkschaftsbewegung. (Die Neue Zeit 592.)
- Mehring, Dr. Fr. Nach dem Hamburger Ausst. (Die Neue Zeit 641.)
- Molkenbuhr, H. Der Hamburger Streik. (Sozialist. Monatshefte 1897, No. 1.)
- Müller, Dr. Hans. Die schweizerischen Konsumgenossenschaften Ihre Entwicklung und ihre Resultate Basel 1896, Verlag des Verbandes schweizerischer Konsumvereine. 455 S.
- Derselbe. Die schweizerischen Konsumgenossenschaften. (Soziale Praxis 526)
- Platter, J. Der „Muster-Streik“ an der schweizerischen Nordostbahn. (Soz. Praxis 1636.)
- Richter, Otto. Das Reichsgesetz vom 1. Mai 1889 betr. die Erwerbs- u. Wirthschafts-Genossenschaften, nebst den Abänderungen auf Grund der Nov. v. 12. August 1896. 2. Aufl. 8. XII, 598 S. L., G. Weigel. (9,— M.)
- Rousar, Josef. Die Gewerkschafts-Organisation in Oesterreich. (Akademie 1897, No. 2, S. 50 ff.)
- Schmitt, Eugen Heinrich. Die erste Taktik. (Ohne Staat, I, No. 7 ff.)
- Thätigkeitsbericht der Gewerkschafts-Kommission Oesterreichs für 1894—1896 und Protokoll des II österreichischen Gewerkschafts-Kongresses, abgehalten vom 25. bis 29. Dezember 1896. Red. nach dem stenographischen Protokoll von A. Hueber und R. Preussler. Zum Theil auch in czech. Sprache gr. 8. III, 105, 126 u. VIII S. Wien, I. Wiener Volksbuchh. (2,70 M.)
- Tönnies, Ferd. Ende des Hamburger Streiks. (Ethische Kultur.)
- Wahrheit, Die. über den Streik der Hafenarbeiter und Seeleute in Hamburg 1896/97. Hamburg 1897. F. Engelke. 31 S. (0,50 M.)
- Webb, Sidney u. Beatrice. Die Stellung der britischen Gewerkvereine gegenüber der Einführung neuer Arbeitsmethoden. (Archiv f. soziale Gesetzgebung und Statistik 83.)
- Zeller, Dr. W. Das Reichsgesetz über die Erwerbs- und Wirthschafts-Genossenschaften vom 1. Mai 1889. 2. Aufl. Mit Suppl.: Reichsgesetz vom 12. August 1896, betr. Abänderung des Gesetzes über die Erwerbs- und Wirthschafts-Genossenschaften vom 1. Mai 1889, sowie den Geschäftsbetrieb von Konsumantalen. Mit Einleitung und Anmerkungen. 12. XXXIV. 269 u. 195. München, C. H. Beck. (2,80 M.)

#### IV. Wirthschafts- und Kulturgeschichte. — Geschichtstheorie.

- Altman, Dr. Wilh. Ausgewählte Urkunden zur brandenburgisch-preussischen Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte. Zum Handgebrauch zunächst f. Historiker hrsg. 2 Thele. gr. 8. B., R. Gaertner. (7,— M.)
- Baasch, Dr. Ernst. Die Hansestädte und die Barbaren. Mit e. Anhang. VII, 239 S. Kassel. M. Brunnemann. (Subskr.-Pr. 4,50 M.; Einzelpr. 6,— M.)
- Belfort-Bax, E. Die Grenzen der materialistischen Geschichtsauffassung. (Die Neue Zeit 676.)
- Boos, Heinr. Geschichte der rheinischen Städtekultur von ihren Anfängen bis zur Gegenwart m. besond. Berücksicht. der Stadt Worms. Mit Zeichngn. v. Jos. Sattler. 1. Thl. 4. XIV, 556 u. 43 S. B, J. A. Stargardt. (Geb. in Leinw. 10,— M.)
- Breyzig. Die soziale Entwicklung der führenden Völker Europas in der neueren Zeit. 2. Art. (Schmollers Jahrb. 1. H.)
- Broschüren, Frankfurter zeitgemässe Neue Folge, herausgegeben von Dr. Joh. Mich. Raich. 17. Bd. (5 M.) gr. 8. Frankfurt a. M., P. Kreuer. (Klerikal.)
5. Frank, Eberhard. Das deutsche Volksschulwesen vor und nach der Reformation. Ein Beitrag zur deutschen Schulgeschichte 32 S. — 6. 7. Grupp, Dr. Geo. Die Kulturperioden des 19. Jahrhunderts. 5 S. — 11. Stöckl, Domkapitular Dr. Alb. Der moderne Liberalismus und dessen atheisfischer Charakter. Philosophische Studie. 36 S.
- Bungers, Dr. Hans. Beiträge zur mittelalterlichen Topographie, Rechtsgeschichte und Sozialstatistik der Stadt Köln, insbesondere der Immunität Unterlan. Mit 1 Seitentafel. X, 125 S. (3,40 M.)
- Cartellieri, Dr. Alex. Evolution. Geschichte. (Preussische Jahrbücher, 199.)
- Denis, H. Die physiokratische Schule und die erste Darstellung der Wirthschaftsgesellschaft als Organismus. (Mit 2 Tafeln.) (Zeitschr. f. Volkswirthschaft, Sozialpolitik und Verwaltung. 1. Heft.)

- Finke, Prof. Dr. He'nr. Genetische und klerikale Geschichtsauffassung. Eine Antwort an Professor Dr. Karl Lamprecht. gr. 8. 38. S. Münster, Regensburg. (—, 80 M.)
- Grupp, G. Zur Philosophie der Geschichte. Historisch-politische Blätter für das katholische Deutschland. 119. Bd., 7. H.
- Lorenz, Dr. Ottomar. Die materialistische Geschichtsauffassung, zum ersten Male systematisch dargestellt und kritisch beleuchtet. gr. 8. VI u. 107 S. Leipzig, Buchhandl. des Evang. Bundes von C. Braun. (1,50 M.)
- Marabini, Edm. Papiergeschichte der Reichsstadt und des Burggrafenthums Nürnberg. 2. Thl. Die Papiermühlen im ehemaligen Burggrafenthum Nürnberg etc. 176 S. mit über 100 Abbildungen, 8 Vollbildern und 2 Karten im Text. München-Nymphenburg. Nürnberg, J. Ph. Raw. (4,50 M.)
- May, R. E.: Die wirtschaftliche Entwicklung. Januar 1897. Jahres-Bericht der Firma Alexander Jahn & Co. 156 S. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht. (2 M.)
- Michael, Prof. Dr. Emil, S. J. Geschichte des deutschen Volkes seit dem 13. Jahrhundert bis zum Ausgang des Mittelalters. 1. Bd. Deutschlands wirtschaftl., gesellschaftl. und rechtl. Zustände während des 13. Jahrh. A. u. T.: Kulturzustände des deutschen Volkes während des 13. Jahrh. 1. Buch. gr. 8. XLVI, 344 S. Freiburg i. B., Herder. (5 M.)
- Michaelis. Kritische Würdigung der Preise des Edictum Diocletiani v. nationalökonomischen Standpunkte aus. (Tübinger Zeitschrift. 1. H.)
- Plehn, Dr. Hans. Der politische Charakter von Matheus Parisiensis. Ein Beitrag zur Geschichte der englischen Verfassung und des Ständethums im 13. Jahrhundert. XIV, 136 S. Leipzig, Duncker & Humblot. (3,60 M.)
- Rostworowski, A. I. T. C. Graf v. Die Entwicklung der bäuerlichen Verhältnisse im Königreich Polen im 19. Jahrhundert. Jena, Gustav Fischer. (2,40 M.)
- Schmidt, Dr. Herm. Der Einfluss der alten Handelswege in Niedersachsen auf die Städte am Nordrande des Mittelgebirges. (Aus: Zeitschrift des historischen Vereins für Niedersachsen) 176 S. mit 1 Karte. Hannover, Wolff & Hohorst Nachf. (1,20 M.)
- Schottmüller, Dr. Kurt. Die Organisation der Centralverwaltung in Kleve-Mark vor der brandenburgischen Besitzergreifung im Jahre 1609. X, 121 S. Leipzig, Duncker & Humblot. (3 M.)
- Schultz, Ferd. Die geschichtliche Entwicklung der Gegenwart seit 1815 unter Berücksichtigung der wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse in Deutschland. 2. Auflage der „Geschichte der neuesten Zeit“. In 2 Bdn. 1. Bd. gr. 8. VII, 180 S. Dresden, L. Ehlermann. (2,50 M.)
- Schumann, Hugo. Die Kultur Pommerns in vorgeschichtlicher Zeit. Mit 5 Taf. 106 S. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. (2,20 M.)
- Ströll. Ueber den wirtschaftl. Entwicklungsgang Bulgariens. (Schmoller's Jahrb. 2. H.)
- Studien, Leiziger, aus dem Gebiet der Geschichte. Herausgegeben von G. Buchholz, K. Lamprecht, E. Mareks, G. Seeliger. 3. Bd. 1. Heft. Gr. 8. L. Duncker & Humblot.
- Studien, Münchener volkswirtschaftliche. Herausg. v. Lujo Brentano und Walther Loitz. 20. u. 21. Stück, gr. 8. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf.
29. Fisk, Dr. George M.: Die handelspolitischen und sonstigen völkerrechtlichen Beziehungen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten von Amerika. Eine historisch-statist. Studie. XIV, 254 S. (5,60 M.) — 21. Thurneysen, Dr. Fritz: Das Münchener Schreinergerwerbe. Eine wirtschaftl. und soziale Studie. IX, 163 S. (3,60 M.)
- Tille, Dr. Alex. Völkergeschichtliches. Der Kampf um den Erdball. (Nord und Süd, 238.)
- Wicksell. Der Bankzins als Regulator der Waarenpreise. (Conrad's Jahrbücher. H. 2.)
- Wilamowitz-Moellendorf. Ueber die Weltperioden. Rede. I. ex. 8. 15 S. Göttingen, Dieterich's Verlag. (—, 30 M.)
- Witte. Der neuamerikanische Süden und die Entwicklung des amerikanischen Negers. (Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik. H. 6.)

## V. Wirtschaftliche und soziale Zustände. — Statistik.

- Arbeits- und Lebensverhältnisse der Wiener Lohnarbeiterinnen. Ergebnisse und steno-graphisches Protokoll der Enquête über Frauenarbeit, abgehalten in Wien vom 1. März bis 21. April 1896. gr. 8. XVI u. 686 S. m. 1 Tab. Wien, 1. Wiener Volksbuchh. (7,50 M.)
- Bäcker-Enquête, Berliner. (Soziale Praxis 462.)
- Beiträge zur Statistik der Stadt Strassburg i. E. Hef 1: Die Erhebungen über die Arbeitslosigkeit am 2. Dezember 1895. Bearbeitet von Dr. N. Geissenberger. Strassburg, Elsässsische Druckerei vormals Fischbach.

- Drucksachen der Kommission für Arbeiterstatistik. Erhebungen No. 10. 4. 110 S. Berlin, C. Heymanns Verlag. (1 M.)
10. Zusammenstellung der Ergebnisse der Ermittlungen über die Verhältnisse in der Kleider- und Wäsche-Konfektion. Bearbeitet im Kaiserlich statistischen Amt.
- Dieselben. Verhandlungen. No. 12. 4. 32 S. Berlin, C. Heymanns Verlag. (—,40 M.)
12. Protokoll über die Verhandlungen der Kommission f. Arbeiterstatistik vom 9. u. 11. Jan. 1897.
- Dieselben. Verhandlungen. No. 13. 4. 13 S. Berlin C. Heymanns Verlag. (—,30 M.)
13. Bericht über die Erhebung betr. die Arbeitsverhältnisse in der Kleider- u. Wäschekonfektion.
- Engel. Die Verschiebung in der Berufsthätigkeit der Bevölkerung Preussens seit 1882. (Conrad's Jahrbücher, I. H.)
- Ernst, Paul. Kartelle. (Neuland, Bd. I, No. 5.)
- Fürth, Henriette. Erwerbs- oder Hausarbeit der Arbeiterfrau? (Soziale Praxis, 533.)
- Geck, O. Soziale Verschiebungen im Deutschen Reich. (Die Neue Zeit, 289.)
- Handbuch d. dtchn. Getreidestatistik seit 1880. 2. Aufl., die Statistik f. 1895/96 einschliessend. Barb. v. Ed. Tiessen. IV, 31 S. (Samml. volkswirtschaftl. Zeitschr.) Berlin, L. Simion. (1,— M.)
- Hartenstein, Dr. G. Arbeitslosigkeit und Arbeitsnachweis. (Soziale Praxis 501.)
- Hartleben's, A., statistische Tabelle über alle Staaten der Erde. V. Jahrgang. 1897. 90×70,5 cm. Wien, A. Hartleben. (—,50 Mk.)
- Derselbe. Kleines statistisches Taschenbuch über alle Län-der der Erde. 4. Jahrg. 1897. Nach den neuesten Angaben bearbeitet von Prof. Dr Frdr. Umlauf. 16. IV, 98 S. (1,50 M.)
- Heckscher. Eine Studie über Charles Booth's Werk: Life and Labour of the People in London. (Schmoller's Jahrbücher, I. H.)
- Hirschberg, E. Die Brodpreise in Berlin 1896. (Conrad's Jahrbücher. I. H.)
- Jahrbuch, Statistisches, des k. k. Ackerbau-Ministeriums f. 1895. 3. Hft. gr. 8. Wien, Hof- u. Staatsdruckerei. 3. Forst- u. Jagd-Statistik nebst e. Anhang über Torf-Statistik. VI, 291 S. (4,80 M.)
- Jahrbuch, ungarisches statistisches. Neue Folge. III. 1895. Herausgegeben durch das statistische Bureau. Amtl. Uebersetzung. gr. 8. XVI, 488 S. Budapest, F. Kilian. (10 M.)
- Jahrbuch, statistisches, der Stadt Berlin. 21. Jahrg. Statistik des Jahres 1894, nebst den einstweiligen Ergebnissen der beiden Volkszählungen vom Jahre 1895. Herausgegeben von Dir. R. Böckh. gr. 8. XXIII, 567 S. Berlin, P. Stankiewicz. (10 M.)
- Jahresberichte, die, der königl. bayerischen Fabriken- und Gewerbe-Inspektoren für das Jahr 1896. Mit einem Anhang, betr. Vollzug der Gewerbe-Ordnung beim Bergbau. Im Auftrage des Staatsministeriums des Innern. Abtheilung für Landwirthschaft, Gewerbe und Handel veröffentlicht. gr. 8. LVII, 490 S. m. Fig. München, Th. Ackermann. (7 M.)
- Karpeles, Dr. B. Die Hungersnoth in Indien. (Soziale Praxis 49.)
- Kermauner und Prausnitz, Statistische Untersuchungen über die Sterblichkeit der Säuglinge an Magen- und Darmerkrankungen etc. Unter besonderer Berücksichtigung des Einflusses der Wohlhabenheit der Eltern. (Conrad's Jahrb., H. 2.)
- Klebe. Eine soziale Studienreise (Schluss). (Arbeiterwohl, 1.—3. H.)
- Lage der preussischen Steinkohlenbergleute. (Die Neue Zeit, 455, 484.)
- Lage, Die, des Arbeitsmarktes und die Markt-Berichterstattung. (Soziale Praxis 452.)
- Lehmann, Dr. Hans. Die aargauische Strohindustrie. Mit besonderer Berücksichtigung des Kantons Luzern. Beilage: Einfuhr und Ausfuhr der schweizerischen Rosshaar- und Strohindustrie 1854—1894 von J. Buser. Mit 189 Textillustr. u. 1 Lichtdr.-Taf. etc. 4. VIII, 124 S. Aarau, H. R. Sauerländer & Co., in Komm. (28 M.)
- Mischler, Prof. E. Arbeiter-Schlafstätten in Wien. (Soziale Praxis, 394.)
- Mühlemann, C. Zur Bevölkerungsfrage, mit besonderer Berücksichtigung Frankreichs. (Schweizerische Blätter für Wirtschafts- und Sozialpolitik. V, No. 5.)
- Pfund, Max. Fabrikanten-orgen! (Sozialistische Monatshefte, 1897, No. 2.)
- Quark, Dr. Max. Gesindemärkte. (Soziale Praxis 425.)
- Rettich, Dr. H. Die Armenstatistik der deutschen Gross-Städte. (Soziale Praxis 441.)
- Rosenfeld, Dr. Siegfried. Wie steht es mit den Kindern der Armen? (Die Neue Zeit 580.)
- Schotthoefler, F. Die Arbeitslosen in Frankreich. (Die Zeit, No. 129.)
- Statistik des Deutschen Reichs. Hrsg. vom kaiserl. statist. Amt. Neue Folge. 87. Bd., 2. Abth. u. 102. Bd. Imp.-4. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht.
87. II. Statistik der Seeschiffahrt für das Jahr 1895. 2. Abth. Seeverkehr in den deutschen Hafenplätzen. — Seereisen deutscher Schiffe, VIII, 128 und 107 S. (4 M.) 102. Berufs- und Gewerbe-zählung vom 14. Juni 1895. Berufsstatistik für das Reich im Ganzen. 1. Theil. VIII, 153 u. 341 S. (6 M.)

- Statistik des Hamburgischen Staates. Bearb. u. hrsg. v. dem statist. Bureau der Steuer-Deputation. XVIII. Heft II. u. III. Abth. Imp.-4. 39 u. 2 S. Hamburg, O. Meissner. (2 M.)  
Die Ergebnisse der Berufs- und Gewerbezahlung vom 14. Juni 1895 im Hamburgischen Staate. II. Die Bevölkerung nach Hauptberuf, Alter und Familienstand. III. Die Hausirgwerbetreibenden. Statistik, schweizerische. Herausg. vom statist. Bureau des eidgenöss. Departement des Innern. 108. Lfg. gr. 4. Bern, Zürich, Art. Institut Orell Füssli, Verlag.  
108. Die Bewegung der Bevölkerung in der Schweiz im Jahre 1895. 33 S. (3 M.); französ. Ausgabe (3 M.)
- Teistler, Herm. Statistik über die Lohn- und Arbeitsverhältnisse des Malergewerbes in Deutschland. 1896. Hrsg. von der Vereinigung der Maler, Lackirer, Anstreicher und verw. Berufsgenossen. 4. 8 S. Berlin-Friedrichshagen, Verlagshaus für Volksliteratur, C. Teistler & Co., in Komm. (—,50 M.)
- Vogel, H. Kapitalgewinn und Arbeitslöhne in der chemischen Industrie. (Die Neue Zeit 549.)
- VI. Sozialpolitik. Arbeiterschutz. Arbeiterversicherung. Armenpflege.**
- Adler, Prof. Dr. Gg. Basels Sozialpolitik in neuester Zeit. 173 S. Tübingen, H. Laupp. (3,60 M.)  
Derselbe. Bismarck's Sozialpolitik. (Die Zukunft, 20.)
- Arbeiterwohnungsfrage, eine Frage des Stadtbauplanes und der Stadtbauordnung. (Arbeiterwohl. 1.—3. H.)
- Bericht über die Thätigkeit der Arbeiter-Unfallversicherungs-Anstalt für Mähren und Schlesien in Brünn für das Verwaltungsjahr 1895. gr. 4. 68 S. Brünn, R. M. Rohrer. (2 M.)
- Berichte und Verhandlungen der deutsch-österreichischen Gewerbeschutz-Konferenz am 12. u. 13. Oktober 1896 zu Berlin. Herausg. von DD. A. Osterrieth u. Hof- u. Ger.-Adv. J. Wechsler. gr. 8. X, 168 S. Berlin, C. Heymann's Verlag. (2,50 M.)
- Berthold, Dr. G. Die deutschen Arbeiter-Kolonien, ihre Entstehung und Entwicklung 1882—1895 nebst Individualstatistik für 1891/93. VII. Folge. Auf Grund der offiziellen Zählkarten. gr. 8. 98 S. Berlin, M. Priber. (2,50 M.)
- Bode, Pastor W. Die ländliche Spar- und Darlehnskasse als Stück der inneren Mission. Vortrag. gr. 8. 13 S. Hannover, Wolff & Hohorst Nachf. (—,25 M.)
- Brinkmann, C. Ziele und Zweckmässigkeit der Armenpflege vom Standpunkt der Praxis. (Soz. Praxis. 593.)
- Crüger, Dr. Hans. Die sozialpolitische Stellung der Konsumvereine. (Soziale Praxis, 377.)
- Curti, Th. Die Arbeitslosenversicherung in St. Gallen. (Archiv für soziale Gesetzgebung und Statistik, 157.)
- Drexler, A. Zur Kranken- u. Unfallversicherung. (Schweizerische Blätter f. Wirtschafts- und Sozialpolitik. V, Nr. 5 ff.)
- Flesch, K. Der Jahresbericht des Gewerbegerichts Berlin. (Das Gewerbegericht Nr. 6.)
- Freund, Dr. Rich. Was hat die deutsche Arbeiterversicherung im 1. Jahrzehnt ihrer Wirksamkeit für die Arbeiter geleistet? 3 Tabellen. 16 S. Berlin, Siemenroth & Troschel. (—,25 M.)
- Gewerbeinspektion, die deutsche, 1896. I. Hecht, M. Der badische Fabrikinspektions-Bericht. II. Quarck, M. Frauen- und Kinderarbeit in Bayern und Baden. (Soziale Praxis. 577.)
- Gradnauer, Dr. G. Sozialpolitische Seifenblasen (betr. Versicherung gegen Arbeitslosigkeit). (Die Neue Zeit, 566.)
- Handbuch der Unfallversicherung. Die Reichs-Unfallversicherungsgesetze, dargestellt von Mitgliedern des Reichs-Versicherungsamts nach den Akten dieser Behörde. 2. Aufl. 1. Hälfte gr. 8. VI, 504 S. Leipzig, Breukopf & Härtel. (5 M.)
- Dasselbe, II. Hälfte gr. 8. (XV. u. S. 505—1074.) Leipzig, ebenda. (5 M.)
- Heimstätten für Wöchnerinnen, Errichtung von. Referat von Dr. H. B. Brennecke sowie Diskussion auf der XXI. Versammlung des deutschen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege zu Kiel. 40 S. Braunschweig 1897, Fr. Vieweg & Sohn.
- Herbergen, die, zur Heimath 1854 bis 1896 und das erste Jahrzehnt des deutschen Herbergsvereins, mit Bericht über die 10. Hauptversammlung des D. H. V. am 5. Mai 1896 in Berlin und Anlagen. gr. 8. II, 68 S. Bielefeld, Schriften-Niederlage der Anstalt Bethel, in Komm. (—,40 M.)
- Hilse, Dr. B. Zur Reform der Arbeiterversicherung. (Die Kritik, H. 120.)
- Hirsch, Dr. Heinr. Sozialpolitische Studien. Beiträge zur Politik, Geschichte und Ethik der sozialen Frage. 2 Bücher. gr. 8. VII, 144 S. Berlin, R. L. Prager. (3 M.)
- Hofmann, E. Die Ausführung kantonalen Arbeiterschutzesetze in der Schweiz. (Soziale Praxis, 613.)

- Hüpeden, Geh. Med.-Rath. Zur Medizinal-Reform II. Die Verstaatlichung in Preussen von Professor Lachs. (Preussische Jahrbücher, März.)
- Kampffmeyer, Paul. Lassalle als Sozialpolitiker. (Neuland, Bd. I., No. 4.)
- Krausz, B. Ursachen der Verarmung und des Nothstandes. Die Bekämpfung der wirthschaftlichen Uebelstände als neuer Erwerbszweig. gr. 8. 31 S. Wien, M. Breitenstein. (1,25 M.)
- Kulemann, W. Die Vorlage betr. die Abänderung der Unfallversicherung. (Archiv für soziale Gesetzgebung und Statistik, 119.)
- Kunwald, Gen.-Secr. Dr. Ludw. Grosse Noth. Denkschrift des Vereins gegen Verarmung und Bettelei in Wien. Im Auftrage des Vorstandes verfasst. gr. 8. 35 S. Wien, Leipzig, Literarische Anstalt, A. Schulze. (-,40 M.)
- Mangoldt, Dr. K. Armenpflege und Wohlthätigkeit. Schuld- und Verdienstrechnung. (Soziale Praxis, 412.) Gesamturtheil und Reform, das. 487.
- Marschner, Dr. Rob. Die Unfallversicherung in Oesterreich. Sammlung gemeinnütziger Vorträge. Hrsg. vom deutschen Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. No. 213 19 S. (-,40 M.)
- Missstände im heutigen Erwerbsleben und deren Beseitigung. Eine soziale Frage, von einem Praktiker bearbeitet. Von J. S. 4. 51 S. Bern, Schmid & Francke. (1,20 M.)
- Münsterberg. Bericht über die 16. Jahresversammlung des deutschen Vereins für Armenpflege und Wohlthätigkeit. (Schmoller's Jahrb., 2. H.)
- Neujahrsblatt, 97, herausgegeben von der Hülf.-gesellschaft in Zürich auf das Jahr 1897. 38 S. Zürich, Fäzi & Beer. (1,20 M.)
- Meier, P. Gabr. Die Werke der Wohlthätigkeit im Kanton Schwyz.
- Ortloff. Die Karl Zeiss-Stiftung in Jena. (Tübinger Zeitschrift, 1. H.)
- Pflüger, Paul. Die sozialpolitischen Umwälzungen der Eidgenossenschaft. (Schweizerische Blätter für Wirtschafts- und Sozialpolitik, V, No. 1.)
- Rae, John. Der Achtstunden-Arbeitstag. Aus dem Englischen von Jul. Borchardt. 280 S. Weimar, Emil Felber.
- Rettich, H. Praktische Wohnungsstatistik und städtische Wohnungsämter. (Soziale Praxis, 545.)
- Schäffle, Alb., und Paul Lechler, neue Beiträge zur nationalen Wohnungsreform. gr. 8. IV, 62 S. Berlin, E. Hofmann & Co. (-,75 M.)
- Schilder, S. Der zehnstündige Normalarbeitstag in Oesterreich. (Neue Revue, VIII, No. 4.)
- Scholz, Frz. Ant. Mauerbach, historisch-kritischer Beitrag zum Kapitel der Wiener Armenpflege. gr. 8. 45 S. m. 4 Illustr. Wien, St. Norbertus, in Komm. (1,20 M.)
- Schwendemann, Dr. Zum Schutze des Privatbesitzes. (Schweizerische Blätter für Wirtschafts- und Sozialpolitik, V, No. 6.)
- Simmel, Georg. Soziale Medizin. (Die Zeit, No. 124.)
- Sombart, Prof. Dr. Werner. Ideale der Sozialpolitik. (Archiv für soziale Gesetzgebung und Statistik, X. Bd. S. 1.)
- Specht, Dr. Fritz. Sozialpolitik einer Handelsrepublik (Basel). (Die Kritik, 122.)
- Stammhammer, Josef. Bibliographie der Sozialpolitik. 648 S. Jena, Gust. Fischer 1897. (18 M.)
- Stormarn, G. v. Arbeitsnachweis und Arbeitsvermittlung. (Deutsche Revue, H. 2.)
- Thiess, Dr. Karl. Die Konsumvereine und die neueste deutsche Wirtschaftspolitik. (Archiv für soziale Gesetzgebung und Statistik, 49.)
- „Volkswohl“, der Dresdener Verein, und seine sozialpädagogische Thätigkeit. (Pädagogische Studien, II. 1.)
- Vorschläge des Vorstandes des Verbandes „Arbeiterwohl“ bezüglich der Unfall-Versicherungs-Novelle. (Arbeiterwohl, 1.—3. H.)
- Weber. Hausindustrielle Gesetzgebung und Sweatingsystem in der Konfektionsindustrie. (Schmoller's Jahrbuch, 1. H.)
- Zeller. Der Entwurf des neuen Invaliditäts- und Altersversicherungsgesetzes. (Schmoller's Jahrb., 1. H.)
- Zimmer, Prof. Dr. D. Fr. Der evangelische Diakonieverein, seine Aufgaben und seine Arbeit. 4. verm. Aufl. 177 S. Herborn 1897, Evang. Diakonieverein. (1 M.)

*(Die weiteren Rubriken, eine Ergänzung der ersten, sowie die Bibliographie der fremdsprachigen Litteraturen im folgenden Hefte.)*

Verantwortlich für die Redaktion: Berthold Heymann.

Verlag der Sozialistischen Monatshefte, Neue Schönhauserstr. 17, Berlin C.

Geschäftsstelle für den Buchhandel: Hans Baake, City-Passage, Berlin S. Druck von Max Bading.







MAX LIEBERMANN.